

Herausgeber:  
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam  
et  
veritatem  
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

# Landbote

Volumen 13

(11.11.2008-24.04.2009)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel  
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,  
e-Mail [info@landbote.com](mailto:info@landbote.com), V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross  
gesetzt in Garamond 9Pt,*

*2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011*



## 15 Jahre für Brandenburg an der Havel

### BAS begeht Jubiläum im Gründerzentrum

von Michael L. Hübner

Am Freitag konnte im Technologie- und Gründerzentrum im SWB-Gewerbepark ein besonderer Geburtstag begangen werden: Die BAS Brandenburg an der Havel Arbeitsförderungs- und Strukturentwicklungsgesellschaft mbH konnte auf 15 Jahre erfolgreiche Tätigkeit für die Brandenburger und ihre Besucher zurückblicken. Die Geschichte der kommunalen Arbeitsförderung in der Chur- und Hauptstadt blickt auf beinahe ein halbes Jahrtausend zurück, wie BAS-Mitarbeiter und Historiker Frank Brekow den etwa 65 erstaunten Gästen erläuterte. Die von Margitta Scholz geleitete BAS allerdings nahm am 24. 1. 1994 ihre Tätigkeit auf. In den frühen Neunzigern sah sich die Stadt mit der großen Herausforderung konfrontiert, arbeitslosen Brandenburgern, die der angespannte Arbeitsmarkt im Zuge des ökonomische Strukturwandels der Nachwendzeit nicht mehr auffangen konnte, eine sinnvolle Alternative zum tristen Alltag der Arbeitslosigkeit zu bieten. Das waren oftmals geschulte und gut ausgebildete, aber auch unqualifizierte Arbeitskräfte. Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten blieben für die Betroffenen und ihre Heimatstadt ungenutzt. Die Lösung sollte allen Seiten zugute kommen. Die Teilnehmer der BAS-Projekte – etwa 40-50 pro Jahr – konnten nicht nur etwas Dauerhaftes für ihre Stadt schaffen, wie das Industriemuseum, das Slawendorf, den Märchenwald auf dem Görden, innerstädtische Sauberkeit und Flurpflege, Spielplätze oder touristische Leitsysteme, um nur einige zu nennen. Sie konnten nebenher eigene Qualifikationen erwerben, verbessern und so die Chancen ihrer Vermittelbarkeit für den ersten Arbeitsmarkt steigern. 1.700 Teilnehmer zählte BAS-Chefin Margitta Scholz in ihrer Festansprache für 2008. Das von diesen Menschen eingebrachte Potential galt es so einzusetzen, dass „die Wirkungseffekte am Ende größer seien als die Zuschüsse für die BAS“. In diesem Sinne äußerte sich auch die Oberbürgermeisterin als Vertreterin der Stadt, deren 100% Tochtergesellschaft die BAS ist. Der Stolz auf die vorzeigbaren Ergebnisse dieser Institution war ihr deutlich anzumerken. Vor allem die 117 erfolgreichen Vermittlungen an den Arbeitsmarkt konnten 2008 die Arbeitslosenstatistik etwas entlasten. Darin sah Scholz auch eine der vordringlichsten Aufgaben ihrer Gesellschaft: „Wenn der Arbeitsmarkt Wunden schlägt, dann ist es an uns, die Folgen zu lindern.“ Aus diesem Grunde arbeitet sie eng mit der Agentur für Arbeit und der ARGE zusammen. Darin liegt unbestreitbar auch ein weiterer Vorzug gegenüber der Frühzeit der kommunalen Arbeitsförderung im Mittelalter: Damals wurden die freien Stellen nämlich vom Henker vermittelt, wie Brekow ausführte.

## Arbeitsstunden statt Haftstrafe

### Maßnahmeträger treffen sich bei Jugendgerichtshilfe

(hüb)

Zu einer kleinen Feierstunde fanden sich am Mittwochabend, dem 10.12., Zeinige Institutionen und Maßnahmeträger der Stadt Brandenburg an der Havel in den Räumen der Jugendgerichtshilfe im Hohenstückener Bürgerhaus ein. Stellvertretend für die vielen Kooperationspartner dieser städtischen Behörde, die sich Hand in Hand mit den Mitarbeitern der Jugendgerichtshilfe um straffällig gewordene Jugendliche kümmern, nahmen Polizisten, Vertreter der evangelisch-freikirchlichen Gemeinde (Hofkirche) in der Jahnstraße, die BAS, die Freizeiteinrichtung in der GutsMuthsstraße, der Jugend- und Freizeitklub Kiju, das Gründerzentrum

im HdO der JUKUFA und der Brandenburgische Kulturbund den Dank der Mitarbeiter der Jugendgerichtshilfe für die vertrauensvolle und enge Zusammenarbeit entgegen. An diese Institutionen nämlich vermittelt die Jugendgerichtshilfe Jugendliche, die vom Gericht oder von der Staatsanwaltschaft für mehr oder minder schwere Vergehen zur Ableistung gemeinnütziger Arbeit verurteilt wurden. Im Vordergrund steht dabei im Allgemeinen nicht so sehr die Bestrafung des Fehlverhaltens, sondern der angestrebte Umkehrprozess im Verhaltensmuster der auf die schiefe Bahn Geratenen. Dieser Punkt vereinte die Anwesenden, die ansonsten ein vielfältiges Spektrum an Ansätzen und Angeboten aufwies. Gerade die Unterschiedlichkeit in Wesen und Zielsetzung der Kooperationspartner verlieh dem vorweihnachtlichen Zusammensein eine besondere Qualität: Wann hat man schon sonst im Alltag die Gelegenheit sich mit Vertretern von Organisationen auszutauschen, die zwar im selben Sinne tätig sind, dafür aber mit oft ganz verschiedenem Handwerkszeug arbeiten und ganz anderen Bereichen der Gesellschaft entstammen. Das Kennenlernen der Mitstreiter aber ist die Grundlage für ein engeres und austauschintensiveres Zusammenwirken im Sinne der Jugendlichen. Auch wenn nicht alle Partner der Jugendgerichtshilfe an diesem Nachmittag dabei sein konnten, die Treffen haben bereits Tradition und finden im nächsten Jahre garantiert ihre Fortsetzung.

## Barrierefreies Brandenburg

### Behindertenbeirat begeht 5. Jahrestag seines Bestehens

Michael L. Hübner

Im Jahre 1997 richteten blinde Mitbürger auf dem Ausstellungsgelände am Berliner Fernsehturm einen besonderen Parcours ein: Sie ließen ihre Besucher in ihre Welt eintauchen – in die Welt der völligen Finsternis. Nur mit einem Blindenstock versehen, mussten Tast- und Hörsinn den Informationsgehalt der Augen ersetzen. Da waren Bordsteine und Schwellen verbaut, die Straßenbeläge wechselten, es wurde rutschig – ein Hundehaufen oder eine Bananenschale? – die Geräuschkulisse wurde quadrophon perfekt simuliert. Die Menschen bekamen Herzrasen, als ein virtueller LKW an ihnen vorüberdonnerte. Sie rempelten einander gegenseitig an. Wohnzimmer- und Küchensituationen waren nachgestellt, aber die unerfahrenen Besucher konnten kaum den einen Raum vom anderen unterscheiden. Für viele war es ein tief greifendes Erlebnis, aber auch der Initialpunkt für ein Umdenken: hin zu einem Verständnis für



Tanzgruppe der Behinderten

die Menschen, die durch ein Handicap daran gehindert sind, sich in einer Umgebung frei zu bewegen, welche auf die Fähigkeiten und Bedürfnisse von Nicht-Behinderten abgestimmt ist. Um die Belange und Forderungen der Behinderten besser formulieren und durchsetzen zu können, gründete sich vor 5 Jahren der Behindertenbeirat der Stadt Brandenburg an der Havel. Es war der SVV-Beschluss 140/2003, welcher die Interessenvertretung für Körper-, Seh- und Mehrfachbehinderte, Gehörlose und Schwerhörige, geistig und psychisch Behinderte, Sprachbehinderte und chronisch Kranke sowie Lernbehinderte ins Leben rief. Fortan sollte die Stimme der Behinderten bei relevanten soziokulturellen oder infrastrukturellen Entscheidungen Gehör finden. Kerstin Huch als Vorsitzenden des Beirates und Katrin Tietz als Behindertenbeauftragte der Stadt widmeten sich dieser Herausforderung gemeinsam. Es galt die Anfragen Behinderter zur Organisation des täglichen Lebens an die richtigen Stellen zu vermitteln, aber auch an die Entscheidungsträger über die Stadterneuerung die Erfahrungen Behinderter weiterzureichen um dem Ziel eines barrierefreien und behindertengerechten Gemeinwesens näher zu kommen.

Am 13.11. beging der Behindertenbeirat der Stadt Brandenburg an der Havel sein fünfjähriges Jubiläum im Bürgerhaus Hohenstücken. Welches Interesse die Stadtregierung und die Fraktionen an den behinderten Mitbürgern haben, zeigte die Präsenz der Oberbürgermeisterin und der Beigeordneten Birgit Hübner, die beide Grußansprachen hielten, sowie Walter Paaschens und Ralf Holzschuhers. Leider konnte die erkrankte Vorsitzende des Beirates, Kerstin Huch, am festlichen Ereignis nicht teilnehmen. Für sie leitete die Stellvertreterin des Beirates und Schatzmeisterin Renate Poser die Feierstunde. Die Vorführungen des „Fantastischen Dutzend“ und von Kindergruppen aus dem Hause hätte sie, ebenso wie die anderen Gäste der Veranstaltung, sicher sehr gefreut. Für die Zukunft wünscht sich der Behindertenbeirat eine intensivere Wahrnehmung in der Öffentlichkeit und eine stärkere Medienpräsenz. Die Quintessenz lag in dem Wunsche, dass das Mitdenken im Interesse des behinderten Mitmenschen mehr und mehr Allgemeingut werden muss, um auch diese Bevölkerungsgruppe im vollen Umfange am täglichen Leben teilhaben zu lassen.

---

## Bomben auf Gaza

### Ariel Sharon und Mosche Dajan gewidmet

B. St. Fjöllfross

Nun ist auch die israelische Volksarmee in den Gaza-Streifen einmarschiert. Allerorten ist die Rede von Demonstrationen rund um die Welt, bei denen sich islamische Fundamentalisten und europäisch gesinnte Gutmenschen unterhaken und gegen die „zionistische Invasion“ Krawall schlagen. Es ist ja nicht so, dass uns die Palästinenser nicht Leid täten, die unbeteiligt an diesem Irrsinn und völlig unverschuldet furchtbares Elend erdulden müssen.

Der neuerliche Militärschlag gegen die palästinensischen Gebiete aber verlangt ein genaueres Hinschauen. Zunächst einmal: Die Leute – das ist bekannt – wollen nur wissen und glauben, was sie wissen und glauben wollen. Sie sind nicht interessiert daran, dass die Hamas seit Jahr und Tag Kassam-Raketen auf Israel herab regnen lässt. Das ist ihnen scheißegal. Die ganze verbrecherische Ideologie der Hamas, die nur und ausschließlich auf die totale Vernichtung Israels abzielt, ist für jedermann und jederzeit ablesbar. Das Internet gibt diese Möglichkeit ohne weiteres her. Aber wer nicht sehen

will, der will eben nicht sehen. Man kann mit der Hamas und der Hisballah nicht verhandeln. Sie wollen nicht. Sie wollen „dass, wenn sich ein Jude hinter einem Stein versteckt, der Stein brüllt „Komm hierher! Hinter mir versteckt sich ein Jude! Töte ihn!“ Sie sind genauso schlimm wie Himmler und die ganze SS und Gestapo zusammen. Wer gegen eine militärische Aktion wider die Hamas – und nur gegen sie geht es – protestiert, sollte sich darüber im Klaren sein, dass er im selben Augenblick gegen eine Befreiung von Auschwitz zu Felde zieht.

Wo waren diese Protestierer, wenn in Israel wieder einmal ein irrer Assassine mit einem Sprengstoffgürtel Tod und Verderben in einem Bus oder einer Diskothek verbreitete? Wo waren sie? Wo waren sie, als sechs Millionen europäischer Juden in den Konzentrationslagern des Reiches elend verrecken mussten und das Blut dieser geschundenen Brüder und Schwestern nach einem Staate schrie, der ihnen das Recht auf ein Leben in Sicherheit und Frieden gewährleisten sollte? Wo waren die Schreihälse, als die Juden nur auf sich gestellt gegen eine furchtbare Übermacht von Arabern zu Felde ziehen mussten, die mit Nassers Worten nur eines im Sinne hatten: Die Juden ins Meer zu jagen! Wo waren sie? Wer nahm sich der paar Juden an, die sich verzweifelt dagegen wehrten, wieder nach Auschwitz zu gehen, wieder den Fall von Massada erdulden zu müssen? Hol sie der Teufel!

Und für wen schreien die Protestanten? Die Palästinenser? Wer schreit den für sie? Ihre muselmanischen Glaubensbrüder? Da lachen ja die Hühner? Für die arabische Welt sind die Palästinenser der Abschaum, das Pack, die Unberührbaren. Das ist furchtbar. Aber es ist die Wahrheit. Wer hätte sie, außer König Hussein von Jordanien, je aufgenommen? Keiner will sie haben. Keiner gibt ihnen Obdach! Nicht einmal Wirtschaftshilfe oder Geld für den zivilen Aufbau. Was die Palästinenser von ihren arabischen Brüdern bekommen sind Waffen und Hasspropaganda. Sonst nichts. Waffen, die sie gegen die Zionisten zu richten haben. Und dann sollen sich die Palästinenser für die arabische Sache der Vernichtung des Judentums abschlagen lassen. Nur dafür sind sie ihren arabischen Brüdern gut. Und nur dafür. Ausschließlich dafür. Schlachtvieh und Kanonenfutter.

Übrigens aus gutem Grunde. Denn wem wäre entfallen, wie sich die Palästinenser im Schwarzen September 1970 für die Gastfreundschaft Husseins von Jordanien revanchierten. Der schlechte Ruf der fanatischen Söhne und Töchter der Palästinenser, den sie gerade bei ihren arabischen Nachbarn und Glaubensbrüdern genießen, ist keineswegs unbegründet. Aber, nicht wahr, liebe europäische Gutmenschen, das sind ja innerarabische Angelegenheiten, da halten wir uns politisch korrekt heraus. Wir wollen ja schließlich nichts mehr mit den verdammten Kreuzfahrern zu tun haben, als die wir von den Arabern sowieso bis in alle Ewigkeit gesehen werden – wir können tun, was wir wollen. Aber sei's drum.

Die Araber und vor allem die Palästinenser bringen sich gegenseitig viel effektiver um, als die Israelis das je vermöchten. Man muss sie nur lassen. Haben es doch hinlänglich bewiesen, als ihnen die Welt die Möglichkeit gab, ihre eigenen Staatsgebilde zu errichten. Korruption und Bruderkrieg war alles, was sie zuwege brachten. Auf einander los gegangen sind sie, als es um die Macht ging, wie die tollwütigen Hunde.

Wer von den Protestanten regt sich darüber auf? Wer greift die Hamas an, wer den irren iranischen Präsidenten Ahmadi-Nezad, welcher der übelste Strolch, Judenhasser und Waffenlieferant ist. Ahmadi-Nezad, der verlogene Bandit, leugnet die Schoa und würde doch im selben Atemzug alle Juden umbringen. Sie alle, Ahmadi-Nezad und seine Spießgesellen von der Hamas und der Hisballah, erklären sich deutlich und für jeden hörbar. Aber die feigen Gutmenschen Europas werden es nicht wagen, diese Verbrecher zu

kritisieren, weil jeder weiß, dass das irre Assassinen-Pack völlig gestört ist und auf kein Leben Rücksicht nimmt, weder auf fremdes noch auf eigenes. So wenig wie man Rushdies Satanische Verse öffentlich kaufen oder lesen würde, so wenig macht man gegen diese Killer das Maul auf. Angst, Angst, die man nicht haben muss, wenn man eine zivilisierte Demokratie wie die Israels angreift. Das ist so unendlich billig. Das ist so unendlich schäbig. Das ist das Allerletzte!

---

## Botschafterin der Musik

### Ulrike Range ist neue Orchesterdirektorin bei den Brandenburger Symphonikern

Michael L. Hübner

**B**randenburgs Symphoniker sind schon jetzt ein kultureller Exportschlager der Havelstadt. Sie haben durchaus das Zeug zu einem Kulturbotschafter der Metropole in der Mark, die leider noch recht unzureichend vom Land unterschieden oder wahrgenommen wird. Dazu aber sind nicht nur äußerst engagierte Musiker und ein hervorragender Dirigent auf Dauer vonnöten, sondern darüber hinaus jemand, der sich ausschließlich um alle organisatorischen Belange des Klangkörpers kümmert. Eine Führungskraft, die an der Zusammenstellung des Spielplanes mitwirkt, die sich um Gastauftritte bemüht, Kooperationen organisiert, und, und, und... Das könnte zum Beispiel eine Orchesterdirektorin sein. Und siehe, seit jüngstem besitzt das Brandenburger Orchester eine solche.



Von der Berliner Komischen Oper kam sie herüber, die sehr charmante Ulrike Range. Denn die Berliner wollten ihr Orchester mehr und mehr dem Opernbetrieb unterordnen, die Musiker sollten wohl nur noch aus dem Orchestergraben heraus zu hören sein. Nein, das entsprach nicht so den Vorstellungen der Ulrike Range. Denn die zierliche Pfarrerstochter aus dem niedersächsischen Groß Ilsede weiß ziemlich genau, was sie will. Dass sie nämlich aus der welfischen Provinz stammt, sollte niemanden über ihre immense internationale Erfahrung und Weltläufigkeit hinwegtäuschen. Zwar besuchte die sehr frankophile Ulrike in Groß Ilsede noch das neusprachlich-naturwissenschaftliche Gymnasium, lernte auch die Blockflöte spielen und die Trompete im heimatlichen Posaunenchor zu blasen, auch das Klavier und die Orgel für den Gottesdienst kunstvoll und examiniert zu traktieren, aber gleich nach dem Abitur 1976 kehrte sie dem Vaterhaus den Rücken.

Und zog gleich richtig weit weg. Nach Japan, zu einer japanischen Gastfamilie nördlich von Tokio. Das war damals noch etwas ganz Besonderes, sowohl für die Japaner als auch für sie. Anfangs sprach Range kein Wort japanisch, die Gasteltern kein Englisch, geschweige denn Deutsch. Aber der wache Geist der Wahljapanerin fand sich schnell in die neuen Gegebenheiten rund um den Fuji. Das ging so gut, dass sie kurze Zeit später sogar in Osaka Sozialarbeit für Obdachlose leistete und an der Uni Kobe Kurse in Soziologie und Pädagogik absolvierte. Die Rückkehr nach

Deutschland führte sie sodann über Hongkong, Südkorea, Afghanistan und Indien. Die große Neugier auf die Lebensweise fremder Völker ließ sie nach erfolgter Heimkehr neben einigen Semestern Japanologie auch folgerichtig Ethnologie mit dem Schwerpunkt Musikethnologie studieren. Denn mit der Musik hatte sie es nach wie vor. Als Ethnologin an der Uni bleiben, nachdem sie 1985 ihren Magister in der Tasche hatte, das war ihr aber denn doch nichts. So entschloss sie sich, ihr Hobby zum Beruf zu machen. Selber Musizieren? Nein, aber Musik organisieren, das war ihre Leidenschaft. Zu diesem Zeitpunkt aber existierte das Berufsbild des Kulturmanagers noch nicht und so griff sich die Selfmade-Organisatorin das Berliner Telefonbuch und landete schließlich beim Verband deutscher Musikerzieher und Konzertierender Künstler. Das war dann quasi ihre zweite Lehrzeit: Sie organisierte die Bachtage Berlin, das Studio Neue Musik und den Bundeswettbewerb Gesang, setzte Musikpädagogische Akzente und betrieb eifrig die musikalische Nachwuchsförderung. 1988 aber ereilte sie der Ruf des Jeunesses Musicales Weltorchesters, dessen Sekretariat sie fortan leitete.

Aus dieser Zeit rühren ihre unglaublich vielen Kontakte zu Musikern in aller Welt. Wo sie auch hinkommt, immer ist da ein Musiker, der in irgendeiner Sprache dieser Welt sagt: „Hallo Ulrike, schön Dich zu sehen!“ ...und das auch so meint! Das ist fürwahr ein gewaltiges Kapital, welches sie als Morgengabe ans Brandenburger Haus mitbringt. Apropos Morgengabe. Ihr Lebensgefährte lehrt und arbeitet in Nordfrankreich. Da hatte sie es etwas näher, als sie 1993 dem Ruf des Philharmonischen Orchesters einer der europäischsten Städte, Straßburgs nämlich, folgte. Dort leitete sie die künstlerische Organisation bis dann das Heimweh nach Berlin doch wieder zu groß wurde. Auch der Name der weltbekannten Komischen Oper lockte gehörig. In Berlin aber hieß es, eine klare künstlerische Abgrenzung zu den sieben anderen existierenden Orchestern herauszuarbeiten. Nicht eben leicht. Doch auch dieser Aufgabe stellte sich Ulrike Range mit Erfolg. Es machte ihr Freude, sicher, bis ihr eben das Orchester mehr und mehr abhanden kam. Durch die per Hausentscheid geänderten Prämissen bekam sie den Klangkörper kaum noch frei für Tourneen und Gastspiele.

Aus der Zeit an der Komischen Oper aber baute sie so manche Beziehung auch zum Brandenburger Musentempel auf. Als sie dann in einer Fachzeitschrift las, dass man in Brandenburg an der Havel eine Orchesterdirektorin suchte, griff sie beherzt zu. An der Havelstadt war sie lange Zeit nur in der Eisenbahn sitzend vorbeigefahren. „Das ist aber ein hübsches Städtchen“, dachte sie, aus dem Abteifenster zum Dom hinüber schauend. Nun wird sie in der neuen Wahlheimat ihre Zelte aufschlagen und dann mit dem Fahrrad auf Entdeckungstouren gehen. Darauf freut sie sich schon besonders. Und Brandenburg an der Havel freut sich auf seine neue Orchesterdirektorin, die in der Musikwelt Brandenburgs neue und kraftvolle Akzente setzen wird.

---

## Chorleiter und Stadthistoriker

### Wolfgang Kusior lebt für seine Heimatstadt

Michael L. Hübner

**D**ie Bevölkerung Brandenburgs an der Havel zerfällt in zwei Teile: Brandenburger und Bewohner der Stadt. Wolfgang Kusior ist Brandenburger – mit Leib und Seele. Der 1934 in Brandenburg an der Havel geborene Diplomhistoriker wuchs im Milieu des sogenannten Bildungsproletariats auf. Das waren die Arbeiter, die sich nicht mit ihren acht Klassen Volksschule abfinden wollten, die ihnen eine staatliche



Ausbildung zugestand. Die gaben schon mal den Sparspfennig für ein Konversationslexikon aus, malten, sangen, wanderten. Das war des jungen Wolfgang's Welt: sozialdemokratisch bis ins Mark. Diese Herkunft kostete ihn denn auch 1944 den Platz an der Saldria. Jungens wurden vorgezogen, die das „richtige“, das bürgerliche Elternhaus aufwiesen. Nach dem Kriege ergriffen seine Leute, die Arbeiter, die Macht. Wolfgang, der weder dem Sport noch dem Militär etwas abgewinnen konnte, wurde Berufssoldat – aus Leidenschaft für den neuen Staat, den Staat der Arbeiter und Bauern. Nein, ein Kompaniechef wäre wohl aus dem Feingeist Kusior nie geworden.

Aber Kulturoffiziere wurden damals ja auch gebraucht. Und so leitete der Major Wolfgang Kusior im Mot. Schützen Regiment Hohenstücken seine singenden Soldaten. So ganz zufrieden waren seine Chefs hingegen nicht mit dem Genossen Major. Sein Klassenstandpunkt schien ihnen nicht gefestigt genug. Zu liberal verkehrte er mit den Soldaten. 1977 entließ ihn dann vorzeitig die Fahne. Das war der erste große Bruch in seinem Leben. Doch Kultur fördern und Talente entwickeln, das ging auch außerhalb der Kasernenmauern. Zunächst ging er als Lehrer zu Fritz Gerlach an die Bauschule auf dem Gallberg. Nach vier Jahren aber nahm die Betriebsberufsschule des Stahl- und Walzwerkes (SWB) Kusior auf. Von 1981 bis zur Wende war er an der Betriebsakademie Lehrer für Deutsch, Geschichte und Staatsbürgerkunde. Seine Leidenschaft aber gehörte dem Musizieren mit den Lehrlingen. Denn das war seine Welt – die Welt des Gesanges, der Chöre. Dem väterlichen Vorbild folgend ist er seit 1985 Dirigent eines Arbeiter-Chores, des Brandenburger Volkschores nämlich, der seit 1874 die Tradition der Arbeiterkultur fortführt. Aber Kusior wollte mehr tun als singen und unterrichten.

Man gründete 1986 den Arbeitskreis Stadtgeschichte im Brandenburger Kulturbund e. V. Hier konnte der agile Brandenburger nun seine ganze Liebe zur Heimatstadt ausleben. Gemeinsam mit Gleichgesinnten wurden Stadtwanderungen und -besichtigungen durchgeführt, historische Bausubstanz aufgenommen, publiziert. Kusior profilierte sich als intimer und ausgewiesener Kenner der alten Chur- und Hauptstadt. Das gab wohl den Ausschlag, als man in der Wendezeit seine Bewerbung für den Direktors-Posten des Heimatkundemuseums berücksichtigte. Doch nur ein dreiviertel Jahr durfte er auf dem Chefessel bleiben. Während einer Sitzung ließ er für eine Eigenprotokollierung völlig unbedarft ein Diktaphon mitlaufen. Plötzlich klickte es – die Kassette war am Ende. Eine frisch „gewendete“ Reporterin einer großen lokalen Tageszeitung, die gerade vor kurzem erst die Bezirksparteischule mit der Note „Eins“ absolviert hatte, zeterte jetzt plötzlich von den alten „Roten Socken, die das Spitzeln nicht lassen können“. Die aufgewühlten, chaotischen und teilweise hysterischen

Zeiten der Wende machten eine sachliche Bewertung der Lappalie unmöglich. Der ihm wohlgesonnene damalige Kulturbeigeordnete konnte ihn nicht halten. Kusior nahm zum dritten Mal seinen Hut, nachdem er das zeitweilig von ihm geleitete SWB-Traditionskabinett, den Vorläufer des heutigen Industriemuseums, wegen defizitärer Linientreue ebenfalls verlassen musste. Unverdrossen leitete er weiterhin seinen Volkschor und den Arbeitskreis Stadtgeschichte. Bis heute ist sein Engagement beispielhaft: Sechs Bücher und Broschüren zur Brandenburger Stadtgeschichte wurden unter seiner Regie und Autorenschaft publiziert. Trotzdem sieht sich der weit über seine Pensionierung hinaus unermüdlich und rastlos für die Stadt tätige verwitwete Vater dreier Söhne als einen „Gewinner der Wende“. Endlich konnte er vorbehaltlos als das arbeiten, was er einst, bis 1966 an der Humboldt-Uni gelernt hatte – als Historiker. Ein Historiker, der den Spuren seines großen Vorbildes Otto Tschirch folgt, mit dessen Enkelin ihn eine vertraute Freundschaft verband. Kusior, der Mann mit dem links schlagenden Herzen, der sich und seinen Überzeugungen treu geblieben ist, bleibt einer der rührigsten Ehrenamtler und Hüter des Gedächtnisses der wunderbarsten Stadt an der Havel – seines Brandenburg.

## Crash auf der Piste

### Thüringens Ministerpräsident steht vor einer richtungweisenden Entscheidung

Don M. Barbagrìgia

Kein Mobiltelefon, Fernsehverbot – sie schotteten ihn ab, den Thüringischen Ministerpräsidenten. Ein harter Brocken für einen so hochrangigen Berufspolitiker. Alles, damit er bloß nicht zu erfahren bekommt, dass die in den Skiunfall vom Neujahrstag verwickelte 41-jährige Beata Christandl zu Tode gekommen ist. Das alles ist eine Geschichte von großer Tragik. Das tragischste Moment aber scheint uns zu sein, dass sich dieses Drama als Sportunfall präsentiert. Hinsichtlich dessen will der Landbote seiner Linie treu bleiben und Dinge hinterfragen, die im allgemeinen Verständnis schon keiner Diskussion mehr wert zu sein scheinen.

Die Frage, die sich uns also aufdrängt, lautet: Was treibt Menschen dazu, mit affenartiger Geschwindigkeit Berge herabzurasen? Wozu ist das gut? Es ist vielleicht auf der Unsinnigkeitsskala nicht ganz so hoch anzusiedeln wie eine Rallye, die obendrein der Natur schweren Schaden zufügt. Wir begegnen diesem Treiben jedoch mit ähnlichem Unverständnis, wie Leuten, die auf Teufel komm raus an der Eiger-Nordwand emporklettern müssen. Haben sie es geschafft, lassen sie sich als Helden verehren, stürzen sie ab, jault das Reich gequält auf. Wozu? Sollen sie doch kraxeln und Skifahren und Speedboat-Rennen veranstalten. Aber bitte auf eigenes Risiko und auf eigene Rechnung.

Warum muss sich die Gesellschaft an den Kosten beteiligen, die entstehen, wenn solche „Sportler“ dabei zu Schaden kommen? Das gilt natürlich auch für den thüringischen Herren Ministerpräsidenten und es gilt ebenso für Beata Christandl. Wer sich einen solchen Berg beinahe ohne jeglichen Schutz herabstürzt, und das mit einer Geschwindigkeit, bezüglich derer die Automobilindustrie Milliarden investiert um im automobilen Sektor Sicherungssysteme zu entwickeln, die potentiellen Unfallopfern Haut und Knochen retten sollen, muss wissen, worauf er sich einlässt. Es ist niemand anderes mit an Bord zu holen, denn auch hier kann man nicht das Vergnügen für sich beanspruchen und die Folgeschäden sozialisieren.

Vor einigen Jahren wies die Statistik eine Unfallzahl auf Österreichs Pisten von 65.000 Skiunfällen aus, von denen 15 tödlich endeten. Das sind 178 auf jeden Tag des Jahres gerechnet. Mit welchen Kosten ein nationales Gesundheitssystem aufgrund dieses Unfalls belastet wird, ist ungeheuerlich. Mit diesen Geldern könnten einige sozial schwache Rentner mit guten Zahnprothesen versorgt werden, oder Schulkinder mit ansprechenden Brillen. Aber nein, Chirurgen müssen Milzrupturen und Knochenbrüche versorgen – und das kostet.

Was den überlebenden Herrn Ministerpräsidenten anlangt – so kann es für ihn, sollte er ein Ehrenmann sein, nur eine Entscheidung geben: Demission! Ein Regierungschef, der mit seinem Leib fahrlässig einen anderen Menschen zu Tode gebracht hat, ist in einem Lande nicht vorstellbar, dessen Wortschatz noch das Wort „Moral“ beinhaltet.

Es wäre etwas anderes gewesen, wenn der Herr Ministerpräsident schuldlos in einen Verkehrsunfall verwickelt worden wäre. Ein riskantes Freizeitvergnügen aber ist unentschuldig. Sollte der Herr Ministerpräsident Dieter Althaus auf der weiteren Ausübung seines hohen Amtes bestehen, wäre das ein enorm schlechtes Zeichen für die politische Entwicklung Deutschlands.

Es ließe sich nur so interpretieren, dass ein früher als unersetzlich bewertetes Menschenleben nunmehr mit einigen Kondolenzfloskeln aufgewogen und dem politischen Tagesgeschehen ohne Weiteres geopfert werden kann und darf. Wird diese Aussage noch dazu von einem Spitzenvertreter einer konservativen Partei getroffen, deren Hauptanliegen darin bestehen sollte, in Gefahr geratene Werte zu bewahren und zu verteidigen, dann ist Holland in Not! Dem Ansehen der CDU täte es schwersten Schaden, zumindest bei den Leuten, denen Moral und Ethos noch nicht abhanden gekommen sind.

Leider ist zu beobachten, dass die Anzahl der Wichtungen nach diesen Prinzipien signifikant abgenommen hat. Wir bewerten dieses Auflösungserscheinung der Gesellschaft und weisen darauf hin, dass eine solche fatale Tendenz das um seinen Platz in der Weltgemeinschaft ringende Deutschland mit einer bösen Hypothek belastet. Abgesehen davon, dass derart vorgetragene Haltungen in Windeseile an die Basis der Gesellschaft durchschlagen und dort potenziert ausgelebt werden – sehr zum Schaden des Ganzen.

Der dümmliche Tenor, der so ausgiebig von der deutschen und internationalen Schwachsinnigen-Presse kolportiert wird: „Spitzenpolitiker lebt, junge blühende und hübsche Frau muss sterben – warum nimmt er sich die Frechheit heraus zu überleben?“, respektive „na klar, arme Frau kommt nie zu ihrem Recht, weil die da oben wieder alles vertuschen werden...“, sei auf den Müllhaufen geworfen! Das ist der übliche Sülz fürs dämliche Volk, keines Kommentares wert.

Allein der Umstand, dass genau diese Art von Berichterstattung nur deshalb verbreitet existiert, weil der Abnehmerkreis entsprechend groß ist, muss uns zu denken geben. Denn hier, an der Basis wird die Suppe gekocht, die dringend einer vorbildhaften Korrektur von „oben“ bedarf, soll sie nicht mit doppelter Wucht auf die Fläche ihres Ausgangs zurückschlagen. Deshalb ist es dreimal wichtig, dass Herr Althaus allen politischen Erwägungen und strategischen Szenarios zum Trotz auf moralischer Integrität und Unangreifbarkeit für seine Person beharrt. Und die kann nur in einem vollständigen Rückzug aus der Politik bestehen. Als Ministerpräsident schwor Herr Althaus einst, Schaden von seinen Landeskindern abzuwenden. Eine gute Gelegenheit, diesen Amtseid mit Substanz zu füllen.

## Das Heilige Grab

B. St. Fjöllfross

In der Osterzeit ist ein großes Gezeter angebrochen, sowohl von seriöser wissenschaftlicher als auch von cineastischer Seite, wie wohl damit umzugehen wäre, wenn das Skelett des Rebben Joshua irgendwo gefunden würde. Spekuliert wird, ob die christliche Religion damit in eine existentielle Krise gestürzt würde, weil sie doch so sehr auf die Auferstehung des Rebben und damit auf das Versprechen der Überwindung des Todes fixiert ist. Ach Gott, es ist doch Unsinn! Das ganze Gefasel von der leiblichen Auferstehung ist das Eiapoepia für die simplen Gemüter, die sich mit ihrer Sterblichkeit nicht arrangieren können. Dasselbe substanzlose Gerede hörte man schon im Zusammenhang mit Dan Browns „Sakrileg“. Erstens: Die Leute glauben was sie glauben wollen – und das von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! Glaube fußt nicht auf Rationalität. Er basiert eben auf – Glauben. Der Rebbe – physisch auferstanden. Schmarren! Er war und ist und bleibt der Sohn Gottes – gewiss. Aber Gott gab sich, gab seinen Sohn als Mensch den Menschen hin – und zum Menschsein gehört eben der Tod. Basta. Was ändert sich denn, wenn man die Gebeine des Rebben fände? Was denn? Kann nicht seine unsterbliche Seele auferstanden sein? Warum muß es immer gleich der ganze sterbliche Organismus sein? Dreht sich in der christlichen Religion nicht eh alles um die unsterbliche und ewige Seele, die in diesem irdischen Jammertal nur zeitlich vom verfallenden Leib behaust wird?

Der Rabbi ist gekreuzigt worden und elend gestorben. Aber seine Predigt auf dem Berge ist nicht mit ihm zugrunde gegangen. Sie hat seinen Tod überstanden und sie gilt es zu bewahren und nicht die Gedanken auf diesen unwürdigen Mummenschanz zu richten, den die Katholiken seit Jahrhunderten schon mit den Relikten ihrer Heiligen treiben. Sie nennen es Reliquien. In Wahrheit ist es plumpe Leichenfledderei, die stumpfsinnigsten Aberglauben fördert. Das ist das ganze Gegenteil dessen, was der Rabbi im Sinne hatte, wofür er sich hat ans Kreuz nageln lassen. Aber schon recht: diejenigen, denen der Rabbi die Seligkeit zusprach, weil sie arm im Geiste sind, denen ist mit spiritueller Tiefgründigkeit nicht beizukommen. Die lockt man mit Wundern hinter dem Ofen hervor. Es muß ihnen etwas „von oben“ geschenkt werden – und wenn der Nächste, den zu lieben der Rebbe doch auf die Meinung seiner Jünger befohlen hat, noch gleichzeitig von derselben göttlichen Institution eins in die Schnauze kriegt, dann, ja dann ist der Weg zur wahren Seligkeit geebnet. Deus lo volt! Und „Frohe Ostern!“

## Die Republik muss auf die Couch

### zum Massaker von Winnenden

Don M. Barbagrigia

Die schwäbische Kleinstadt Winnenden blutet aus, da bläkt die Republik wieder einmal nach ihren Psychologen. Sie stellen wie immer die an sich durchaus sinnvolle Frage nach dem Warum. Nur die Antwort wollen sie nicht hören. Denn die ist noch unbequemer als das Begräbnis von 15 Menschen und einem Monster. Uns stünde diese Differenzierung nicht zu? Tim Kretschmer war auch nur ein Mensch? Ein Jugendlicher gar, der besonderen Schutz verdient? Er war alt genug 15 Menschen und ihre Familien zu zerstören. Ein Recht, das ihn schützt, interessiert uns nicht! Dieses Recht ist pervers. Sie kennen doch die Haltung des Landboten: Menschenwürde ist zwar ein mit der Geburt gottverliehenes Gut, aber wie jedes Patengeschenk kann man auch die Menschenwürde im Laufe

seines Lebens versetzen, verscherbeln, verlieren. Nichts anderes tat dieser 17jährige Unhold. Aber zurück zu den Psychologen, deren große Stunde wieder gekommen ist. Nun krabbeln sie erneut aus ihren Löchern und bauen vor den Augen des ganzen Reiches mit wichtigtuerischen Gesichtern an ihren verbalen Schlammburgen, die sie sonst mit Stolz nur auf ihren Fachkongressen präsentieren können. „Leaking“ heißt das neue pseudo-englische Zauberwort. Das soll bedeuten, dass der spätere Täter oft schon im Vorfeld einer Wahnsinnstat etwas von seinen Absichten durchsickern lässt. Es gälte, dies bei Zeiten zu erkennen und sie, die Psychologen, wollten den „Leakern“ schon noch auf die Spur kommen. Na ja. Das einzige Leck, was deutlich sichtbar ist, befindet sich offensichtlich im Kopf jener Leute, denen der Unverstand auf hohem Niveau nur so aus der Mundöffnung quillt. Man muss die Dinge nicht unnötig verkomplizieren: Die Gründe für das regelmäßige Ausrasten dieser entgleisten Rotzlöffel liegen bei der gesamten Gesellschaft.

Die 68er Generation schüttelte ja bekanntlich das autoritäre Joch der Väter ab und proklamierte die antiautoritäre Erziehung. Hand in Hand mit dieser Unseligkeit verschwanden auch die alten Werte „Selbstbescheidung“ und „Unterordnung unter die Interessen der Gesellschaft“. Dass Letztere in ihrer exzessiven Ausprägung zu den fürchterlichen Verbrechen des Ersten und Zweiten Weltkrieges in entscheidendem Maße beitrug, ja, diese Gräueltaten erst auf der Grundlage dieser missverstandenen Unterordnung möglich waren, sei unbestritten.

Nun aber schlug das Pendel in die andere Richtung aus. Hemmungsloser Egoismus durchwaberte seit den Jahren des Yuppietums die westliche Hemisphäre. Ich, ich, ich – hieß es unausgesetzt. Das Recht auf „Spaßhaben“ war kurz davor, einen eigenen Grundgesetzartikel zu bekommen. Die internationale Krise und die Amokläufe in den vergangenen Jahren stehen weiß Gott in einer sehr engen Verbindung. Nicht, dass die durchgeknallten kleinen Monster allein unter dem Frust ihrer Erfolglosigkeit und Armut austickten. Nein, sie machen in kleinem Maßstab nur dasselbe, was Manager von Hedgefonds in großem Umfange betreiben: Sie leben hemmungs- und schrankenlosen Egoismus aus. Ihre Interessen zählen – und nur ihre! Der andere, der Mitmensch, das Vieh, die Pflanze, das alles sind nur Statisten auf der Bühne ihres Lebens, austauschbare Ameisen ohne individuellen Wert. Das spielt sich in ihren Köpfen ab! Sie verfügen nicht über das Instrument der Selbstbeherrschung. Sie können frustrierende Erlebnisse nicht einordnen oder gar produktiv in Kapital für die Zukunft wandeln. Sie sind kleingebliebene Kinder, die sich in Wutanfällen über einen verweigerten Schokoriegel schreiend auf den Fußboden des Supermarktes werfen und damit ihr „Recht“ zu erzwingen suchen. Wer käme dazu von ihnen zu verlangen, dass sie sich in Verzicht üben sollten!

Was sie von den Nieten im Nadelstreifen unterscheidet, ist allein, dass diese ihre Mitmenschen mit finanziellen Transaktionen ruinieren und jene mit Schusswaffen.

Die kleinen Ballerknaben haben einmal in ihrer erbärmlichen Existenz Macht über andere. Einmal haben sie das Heft in der Hand. Einmal haben sie die Kontrolle. Nur ein einziges Mal. Bis zum Schluss - wenn sie sich selbst die hohle Birne mittels eines Projektils sprengen. Aber sie haben nur die Kontrolle über einen von Anfang an destruktiven Prozess. Sie zerstören nur, sie schaffen nichts Positives, Gutes, Neues - nur Leid und Verderben. Sie sind und bleiben Abschaum. Verachtenswert!

Diese Canaillen bestrafen andere dafür, weil die mit ihnen nichts zu tun haben wollen. Anstatt ihren eigenen Weg unbeirrt zu suchen und sich auf ihm zu profilieren; möglicherweise im Laufe ihres Lebens die einst Umworbenen

weit hinter sich zurücklassend, wie uns die Geschichte schon oft von überragenden Persönlichkeiten kündete. Nein, sie müssen das verkümmerte Seelchen blutig rächen. Sie müssen andere mit in den Strudel ihrer eigenen Lebensunfähigkeit hineinziehen. Sie können nicht leben? Dann sollen es andere auch nicht dürfen. Das ist ihre armselige „Philosophie“.

Dort kann es keinen Schutz der Persönlichkeitsrechte mehr geben, ganz einfach, weil es dort keine Persönlichkeit mehr gibt. Diese Menschen zählen zu den Krebszellen im Organismus einer Gesellschaft. Sie erfordern ein Gesamtkonzept des Umdenkens in Bezug auf eine Retablierung von gestandenen Werten und deren kompromissloser Umsetzung. Sie erfordern mit Sicherheit keine Divisionen von dummschwätzenden „PsychologInnen“. Ach, hol sie der Teufel!

Ob man das Waffengesetz ändern sollte? Natürlich! Wer eine Waffe besitzt, hat in 90% aller Fälle schon den Gedanken, einer anderen Kreatur oder einem Menschen in der Zukunft Leid zuzufügen, zu verletzen, zu töten. Schusswaffen sind dabei das Erbärmlichste, das Feigste überhaupt. Einen Keiler oder einen Wolf mit dem Dolch anzunehmen, ist fair. Ihn aus der Ferne abzuknallen ist das Letzte. Dazu braucht es keinen Mannesmut. Das kann jeder Vierjährige, dessen Finger genug Kraft hat, den Abzug zu ziehen.

Man buchte den gestörten Vater Kretschmer ein, der für die Auslöschung von 16 Familien mindestens so verantwortlich ist wie sein missratener Sohn. Und man nehme den Waffennarren die Flinten ab. Zuchthaus für den Besitz einer Schusswaffe! Aber klar, dann stöhnt die Waffenlobby und der Fiskus – und bei Letzterem hört der Spaß dann aber wirklich auf.

Da diese Ansicht sowieso keine Mehrheitsfähigkeit finden wird, empfiehlt der Landbote findigen Unternehmern das Augenmerk auf eine Marktlücke zu richten: Drucken Sie schon im Vorfeld Tausende Schilder mit der Aufschrift „WARUM?“! Wir garantieren Ihnen auch für die Zukunft reißen und vor allem nicht abreißen Ab- und Umsatz!

---

## Durch Brandenburgs Hain und Flur

**Försterin Kornelia Stamann  
ist die leitende Forstbeamtin der Havelstadt**

Michael L. Hübner

Über kaum ein Berufsbild herrscht wohl heute noch ein so verklärtes Bild wie von dem des Försters: Da stapft er Pfeife schmauchend, die doppelläufige Flinte geschultert und von seinem treuen Teckel begleitet durch die Forsten, wohlgefällig die Baumriesen betrachtend, deren Kronen sich im Winde wiegen... Hermann Löns lässt grüßen. Doch leider, wir ahnen es bereits: alles Blödsinn! Kornelia Stamann, die Hüterin der Brandenburger Wälder und Forstgebiete liebt ihren Beruf sehr. Aber mit dem romantischen Image hat ihr Job herzlich wenig zu tun. Die 1957 im niederschlesischen Görlitz





geborene Tochter eines Buchhalters ist eine technische Beamtin von Format. Sie ist Managerin, Geschäftsführerin, Kauffrau, Verwalterin, Dienstleisterin, intime Kennerin ihres Forstbestandes, passionierte Jägerin, Chefin ihrer Leute – welche Arbeiten den Tag dieser Frontfrau der grünen Zunft füllen, damit ließe sich ein ganzer Foliant füllen. Ob sie das ahnte, als sie nach Beendigung der Oberschule den Beruf eines Forstfacharbeiters lernte? Eines steht fest: Förster war ihr Traumberuf. Aber dazu musste man studieren. Leichter gesagt als getan, wenn man aus einem zutiefst christlichen Haushalt stammte und in der DDR aufwuchs.

Aber in der Lehre erwies sie sich als sehr anstellig, denn kaum war sie fertig, da vertraute man ihr die Leitung eines kleinen Sägewerkes an, welches Paletten, Kisten, Zaun- und Dachlatten und einiges mehr herstellte. Als junge Frau schon Boss über 18 Männer! Von dieser Zeit schwärmt sie. Das war ein duftiges Arbeiten! Zweieinhalb Jahre machte sie das, dann ließ der Arbeiter- und Bauernstaat sie zum Studium zu. Kaum hatte sie ihre Abschlüsse 1979 in der Tasche, fing sie beim Staatlichen Forstbetrieb Belzig an. Mitten im zauberhaften Hohen Fläming, dem Spessart der Mark. Unter Landrat Koch diente sie eifrig in der Unteren Jagd- und Naturschutzbehörde, bis sie 1992 davon hörte, dass die Stadt Brandenburg an der Havel einen Förster für die damals noch 2.900ha Stadtwald suchte. Sie griff zu. Seitdem ist Kornelia Stamann Brandenburgs leitender Grünrock. Ihr Amt gehört zum Gebäude- und Liegenschaftsmanagement, einem Eigenbetrieb der Stadt, der sich auf dem Markt behaupten muss. Die grüne Lunge der Stadt darf aber nicht nur unter profitorientierten Gesichtspunkten betrachtet werden – hier gilt der Lebensrhythmus der Bäume.

Und der verlangt jedem Förster nachhaltiges Planen und Bewirtschaften ab. „Wir haben die Wälder und Auen von unseren Urenkeln geliehen, und genauso müssen wir damit umgehen“, sagt sie. Aber nicht nur die Probleme von übermorgen sind im täglichen Betrieb zu bewältigen. Die Forstbehörde hat eine Verkehrssicherungspflicht der Bevölkerung gegenüber und das ist in Brandenburg an der Havel eine besonders heikle Sache. Werden die städtischen Forste doch nicht nur durch das urbane Siedlungsgebiet geteilt und stellen daher keine homogene, zusammenhängende Fläche dar, darüber hinaus durchziehen die Schneisen der Bundesautobahn, der Bundes- und Landstraßen sowie die Geleise der Eisenbahnen und viele Oberleitungen und andere Medien das Stadtwaldgebiet. Buchstäblich jeden Baum muss man im Auge haben. Denn, kippt er um, oder es bricht ein Ast ab und zerstört irgendjemandes Eigentum, werden sehr schnell Regressforderungen laut.

Daneben vermarktet Försterin Stamann eingeschlagenes Holz an industrielle und private Abnehmer, vergibt Einfahr- und Einschlagsberechtigungen, kümmert sich um Aufforstung, sichtet den Schadbestand, beräumt potentielle Brutstätten für Waldschädlinge, führt Schulklassen, kümmert sich um die Jagdverpachtungen, organisiert das Zusammenwirken mit anderen städtischen Behörden und – vollführt einen tagtäglichen Balanceakt. Da sind die Interessen des Brandenburger Steuerzahlers als auch die des Erholungssuchenden, der Behörden, der ökonomischen Interessenten, des Gesetzgebers und, und, und. Zwischen all denen wird abgewogen, ausgeglichen, vermittelt, entschieden, gerechtfertigt. Doch sie bleibt immer freundlich. Selbst wenn sie fordert, motiviert, oder auch mal etwas energischer ist. In dem ganzen Naturell dieser Frau strahlt noch immer die Wärme ihrer behüteten Kindheit und gleichzeitig all die Kraft, welche ein solches Heim einem heranwachsenden Menschen mitzugeben vermag. Dabei ist sie kein Einzelgänger, wie es die gängige Vorstellung vom Försterberuf nahe legt. Intensiv wird zum Beispiel der Austausch mit Fachkollegen aus der näheren und weiteren Umgebung gepflegt, und sei es auf Polnisch. Ja, die Sprache unserer östlichen Nachbarn spricht und versteht

sie auch. Mittlerweile gebietet sie über 3.363ha Stadtforst, hat aber im Gegensatz zu 1992 statt 10 nur noch 4 Mann festes Personal zur Verfügung. Kein Grund, den Job nicht mehr zu lieben. Die Weihnachtszeit und damit der Verkauf von Weihnachtsbäumen, Schmuck- und Deckreisig, Moos und was das Weihnachtsherz noch mehr aus Wald und Flur begehrt, steht an – daneben ist die Herbstaufforstung zügig umzusetzen – ach, der Job ist schön! „Sicher, wenn ich nach Hause komme, ist die Zeitung schon veraltet.“

Ich komme gar nicht zum Zeitunglesen.“ Auch ein Zeichen von Ausgefülltsein. „Es ist nun mal herrlich hier, auch wenn die Arbeitsbedingungen im Freien bei brütender Hitze, klirrender Kälte, prasselndem Regen, begleitet von Mücken, Dasen und Zecken weit weniger romantisch sind, als uns das so Mancher unterstellt. Das Beste ist: Hier draußen zählt noch das gegebene Wort und der Handschlag.“ Also doch noch ein bisschen gute alte Zeit... Der Gedanke verfliegt jedoch schon bei der anstehenden Rechnungslegung und Bilanzierung, Verwaltungs- und Investitionshaushalt – Betriebswirtschaftslehre und innerbehördlicher Schriftverkehr – alles selbst beigebracht. Jagdbeirat und Forstausschuss rufen – nur eine Frage der Organisation!

Wie macht die Frau das? Der gleichaltrige Gerd Ballerstedt hilft ihr mit übermenschlichem Engagement, 30 Jahre ist der Forstwirtschaftsmeister schon im Gewerbe, er entlastet sie, wo er kann, ist der erste in der Försterei und der letzte auf dem Weg nach Haus. Doch die Verantwortung liegt bei ihr. Die lässt sie sich auch nicht nehmen, die wird nicht nach unten durchgereicht, wenn mal was schief gelaufen ist. Da steht sie vor ihren Leuten, die Försterin Kornelia Stamann. Früher war sie nebenberuflich noch in der Hospizbewegung tätig; war aus zutiefst christlichem Verständnis für diejenigen da, deren Leben sich dem Ende zuneigte. Doch auch für seine Tochter Kornelia Stamann wollte der Liebe Gott den Tag partout nicht über 24 Stunden ausdehnen. Und so ist sie wieder ganz für Brandenburgs grünen Schatz präsent, die Forste, die Biotope, die Auen und Waidgründe, mit beiden Beinen fest auf dem Boden stehend, auf dem Boden ihrer Wälder!

Der diesjährige Weihnachtsbaumverkauf findet statt vom 13. bis zum 23. 12. (außer Sonntags,) jeweils von 10-17 Uhr. Verkauft wird am Willhelmsdorfer Holzplatz am Sandfurthgraben (Ziesarer Landstraße) und Feuerwachturm Görden (Eichendorffstraße, Försterei Görden).

## Een trüger Spalk up Platt\*

Michael L. Hübner

Es ist wie bei den Insekten, die am Sonnentau kleben bleiben. Sie gehen in die verheißungsvollste Falle – in die, welche die meisten Sehnsüchte weckt.

So hatte die Märkische Allgemeine leichtes Spiel, als sie ihre Leser in ihrer Ausgabe vom 1.4.2009 in den April schickte. „Lött mi ju watt vatelln“ titelte der Beitrag von Seite 19 auf dem Landkurier und verkündete, nun werde es auch mundartlichen Unterricht an märkischen Schulen geben, mit dem Ziel, das märkische Platt wieder zu beleben.

Anfang der Siebziger starb diese wundervolle Sprache – ja, ja, das Niederdeutsche ist eine eigene Sprache – aus, nachdem

\* Ein trauriger Scherz auf Platt

\*\* Laß mich Dir was erzählen

sie auch auf dem flachen Land in einem beispiellosen, planvollen kulturellen Vernichtungsfeldzug seit Beginn des letzten Jahrhunderts im protestantischen Norden ausgerottet wurde. Luthers hochdeutsches Kanzleisächsisch sollte fortan die einzig verbindliche Ausdrucksform darstellen. Zunächst wurde es die Verkehrssprache der Gebildeten und dann, quasi durch die Trendsetterfunktion der Oberklasse, breitete sich der hochdeutsche Impetus nach unten hin, an die Basis der Gesellschaft aus. Die heute gebräuchliche, umgekehrte Variante wäre den Altvorderen schlichtweg undenkbar gewesen:

Dass nämlich das Dummsprech der proletarischen Schichten en vogue werden und den Status der Verbindlichkeit erreichen könnte, hätte für sie bedeutet, dass die Welt dem kollektiven Wahnsinn verfallen ist. Bildung war erstrebenswert, achtbar, respektbehaftet – aber das Gebaren des Dorftrotzels zu adlen? Hatte der Hauff da nicht so ein bezeichnendes Märchen geschrieben über den Affen als Menschen?

Nun ja, was wussten die Alten schon vom Fluch der Dekadenz, der junge Menschen, die sich um den nächsten Tag nicht zu kümmern brauchen, dazu treibt, eine lebensgefährliche Extremsportart nach der anderen zu ersinnen – immer auf der Such nach dem „letzten Kick“! Für die Alten war es zwangsweise der „Kick“, ob in der Brotlade morgen noch etwas nahrhaftes vorhanden war oder eben nicht.

Leider war dies keine Extremsportart, sondern vielmehr der unentrinnbare Alltag. Weil nun also die, die es nach Gottes unergründlichem Willen zu etwas gebracht hatten, hochdeutsch sprachen und deshalb unbedingt nachahmenswert waren, deshalb musste das Platt, die gefühlvollste, direkte und herzlichste deutsche Sprache sterben. Ihre Totenglocken läuteten wie gesagt im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts.

Und wie das beim Nackten Affen eben so ist: Selten verschwendet er einen Blick auf die Schindeln, die das Dach seines Hauses decken. Erst wenn sie fehlen und es regnet durch, bemisst er ihren Wert. So scheint es auch dem Platt zu gehen. Hat sich doch in der Prignitz ein Verein zur Rettung der niederdeutschen Mundart gebildet. Nun gut.

Das ist etwas Elitäres. Es wird kaum die erhoffte Breitenwirkung erzielen, den Alltagsgebrauch schwerlich reetablieren. Der gesellschaftliche Druck ist auf breiter Fläche nicht mehr aufzubauen. Platt wäre ja so oder so auch nur noch die Zweitsprache der Ansässigen. Und welcher Nackte Normalaffe belastet sein Hirn schon gerne mit mehr, als da unbedingt hinein muss!

Dennoch – so ganz scheint die Sehnsucht nach den vertrauten Klängen nicht verschwunden zu sein, die man noch bei den Groß- und Urgroßeltern vernahm. Von daher wurde der Artikel mit viel Begeisterung aufgenommen und großem Hallo begrüßt, wobei kaum einem Märker die Frage auffiel, welches Platt denn nun eigentlich im Lehrplan verankert werden solle, da es ja fürs Niederdeutsche kein verbindliches Standardwerk gibt und schon von Dorf zu Dorf teils unterschiedliche Termini gebraucht wurden.

Die Hoffnung macht eben oft blind für die Realität. Nichtsdestotrotz. Der Ansatz ist gut und überdenkenswert und es wäre wohl der produktivste Aprilscherz aller Zeiten, wenn es gelänge ihn zum Samen für eine Revitalisierung eines Totgeglaubten zu entwickeln. Denn Platt hätte das Zeug zu einem erstrangigen Identifikationsobjekt für eine durch Fluktuation und Abwanderung ausblutende europäische Region. Platt ist Heimat. In diesem Sinne: De Hapen starbt taulezt.™

™ Die Hoffnung stirbt zuletzt

## Flugplatz oder E-Kraftwerk

Schwere Entscheidung am Briester Fliegerhorst

Michael L. Hübner

Es gab eine Zeit, da schien in der Chur- und Hauptstadt alles möglich. Die Wirtschaft brummte, die Schornsteine rauchten. Brandenburg an der Havel war Boomtown. Für diesen ratternden Wirtschaftsmotor war um die Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert die beste Infrastruktur gerade gut genug: Zwei Fernstraßen durchzogen die Stadt, später kam noch die wichtigste Ost-West-Autobahn dazu, der Silokanal wurde grandios erweitert, Brandenburg an der Havel war Drehkreuz des Eisenbahnverkehrs. Durch die Stadt zuckelte eine Elektrische. Aber das Dollste lag vor den Toren, in der Nähe des Dörfchens Briest: Seit 1912 gab es in Brandenburg an der Havel einen Flugplatz. Zu einer Zeit, da selbst ein Automobil nur den Reichsten der Gesellschaft vorbehalten war und Flugzeuge den Seltenheitswert einer Blauen Mauritius besaßen, dachte Brandenburg an der Havel an die Zukunft und richtete einen Flugplatz ein.



Das Flugfeld des Fliegerhorst' Brandenburg-Briest EDUB nach Nordosten

Zwei unselige Kriege, eine Weltwirtschaftskrise und vier Jahrzehnte Planwirtschaft setzten der einstigen Wirtschaftsmetropole Brandenburg an der Havel hart zu. Doch der Flugplatz blieb. Das Militär hatte sich seiner bemächtigt. Und gleichwohl oder weil der Fliegerhorst Briest direkt unter einem der drei nach Westberlin führenden Luftkorridore lag, war er den Luftstreitkräften/ Luftverteidigung der DDR viel zu wichtig um ihn aufzugeben. Bis 1994 sah das auch die Luftwaffe der Bundesrepublik so. Als sich dann aber die folgenschwere Entscheidung abzuzeichnen begann, die dreihundertjährige Militärtradition der Stadt Brandenburg an der Havel zu beenden, verlor auch die Luftwaffe ihr Interesse und überließ den Flugplatz mit all seinen Bauten und Anlagen einer zivilen Nutzung. Prinzipiell war dies ein unglaublicher Glücksfall für die Stadt. Das war wie der Kreuz-Bube im Skat. Der Wert einer industriell ambitionierten Stadt richtet sich erfahrungsgemäß zu einem erheblichen Teil nach dem Potential und dem Ausbau ihrer Infrastruktur. Auf die Erfordernisse der Moderne übertragen bedeutet dies: Eine Industriestadt mit günstiger Flugaanbindung ist eine interessante Stadt. Umkehrschluss erlaubt.

Nun hat der Sonderlandeplatz Briest sicher nicht das Zeug zum International Airport. Das ist auch nicht der Sinn der Sache. Das können Berlin und Leipzig leisten. Als Ziel für Flugzeuge mit bis zu 14 Tonnen Startgewicht ist die 1.500m lange Start- und Landebahn aus Beton jedoch bestens geeignet. Cessnas, Learjets, aber auch Ballons und Luftschiffe können den Flugplatz problemlos nutzen. Deren nächste Start- und Landemöglichkeit ergäbe sich erst in Magdeburg, Stendal oder eben – Berlin. Diese Kapazität macht Briest für die Industrie sowohl als auch für den Kleintourismus so überaus attraktiv. Manager und Industriekapitäne können mal eben in Briest

landen und sind in ein paar Minuten in der Stadt. Hobbyflieger, welche die zauberhafte Havellandschaft überfliegen, haben die Möglichkeit die Stadt kurzentschlossen zu besuchen. Einigen wurde die Domstadt überhaupt erst auf diesem Wege bekannt. Bei schönem Wetter frequentieren pro Tag bis zu drei Maschinen den Flugplatz, wie der gebürtige Kirchmöseraner Hans-Georg Sprecher, einer der beiden Gesellschafter der Flugplatz Brandenburg-Briest Verwaltungs GmbH, erklärt. Nach Erweiterung des Schengener Abkommens kommen bereits Maschinen aus Großbritannien, Frankreich, Finnland, Schweden, Holland, Polen und Tschechien. Noch besitzt der Flugplatz die entsprechenden Lizenzen. Noch kann die Stadt zukunftsträchtiges Kapital aus diesem Erbe schlagen – denn die Investition in eine Luftverkehrsanbindung ist eine Investition in die Zukunft. Sollte jedoch die SolarTec AG, die das Gelände vom ehemaligen Besitzer, dem Bund, erwarb, ihre 80MW-Fotovoltaik-Freiflächenanlage dorthin platzieren, ist der Traum vom eigenen Flughafen fürs Erste ausgeträumt. Die Wiederherstellung des Flugplatzes wäre zwar prinzipiell nicht unmöglich, da die Solar-Elemente nur aufgeschraubt werden. Zunächst aber müsste sich die Anlage, die nach Plänen des Betreibers Ende 2010 ans Netz gehen soll, amortisieren. Das Schlimmste aber wäre, dass der Flugplatz alle Lizenzen verlöre und diese erst neu beantragt werden müssten. Die Bedingungen für eine Neuzulassung wären ungleich härter als die Bestandswahrung.

Brandenburg hatte bereits den Verlust des ICEs verkraftet. Ein harter Schlag in Richtung Zweitrangigkeit. Und ein Impuls in die verkehrte Richtung: Je dünner die urbane und periphere Infrastruktur einer Stadt ist, desto unattraktiver wird sie für ansiedlungswilliges Kapital. Je weniger produzierendes Gewerbe eine Stadt an sich zu binden vermag, desto weniger Arbeit kann sie bereitstellen. Leistungsfähige und junge Leute wandern ab. Das Steueraufkommen sinkt. Es können weniger Mittel bereitgestellt werden, um die Stadt Investorenfreundlich zu gestalten usw. Ein Teufelskreislauf. Die örtlichen Feuerwehren und die Polizei nutzen den Fliegerhorst als Trainingsgelände. Zudem stellt das Flugplatzgelände einerseits ein kaum bis gar nicht betretenes Biotop dar, andererseits bietet die weiträumige Fläche drei bis vier Mal im Jahr die Möglichkeiten eines Open-Air-Veranstaltungsgeländes. Flugschauen, Oldtimertreffen, Konzertveranstaltungen...der Rahmen der Nutzungsvarianten wäre beinahe beliebig dehnbar. Die Genehmigungssituation ist optimal. Auch diese Optionen sollten nicht außer Acht gelassen werden. Die Stadt steht weniger vor der Entscheidung, ihren Flugplatz Briest als solchen zu erhalten oder aber ihn aufzugeben. Sie muss stattdessen die Weichen für eine investitionsfreundliche Zukunft stellen oder sie läuft Gefahr, endgültig von der Wirtschaftsentwicklung abgekoppelt und auf einem provinziellen Nebengleis abgestellt zu werden. Auch im Hinblick auf die künftigen Generationen wäre eine solche verpasste Chance schlichtweg fatal und kaum zu verantworten.

## Froschfamilie und ein Igel verzaubern

### Kinderherzen

#### Weihnachtsplätzchenbacken durch die Kirchmöseraner Froschfamilie

Michael L. Hübner

In einer Welt, die täglich kälter wird, herzloser und brutaler, setzen ein paar Igrüne Gesellen und ein borstiger Igel andere Akzente. Der Igel Borstel und die Frösche von Karin und Jürgen Führer kämpfen einen stillen, aber

hocheffektiven Kampf. Der um sich greifenden Seelenlosigkeit bieten sie Paroli mit ihrer Wärme, ihrem unverbrüchlichen Optimismus, ihrer Neugier auf die schönen Seiten dieser Welt. Und sie setzen dort an, wo es am allernötigsten ist – bei den Kindern. Immer mehr Kinder nämlich werden von überforderten Eltern vor Fernseher und Videospiele geparkt. Phantasie wird paralytisiert oder gar in gewalttätige Bahnen kanalisiert. Kurti, Mondi, ihre Geschwister und der Igel Borstel aber formulieren einen gewichtigen Kontrapunkt: Sie demonstrieren das Erlebnis eines intakten Familienverbandes – eines Clans, der von purer Liebe geprägt ist. Hier wird die Welt gemeinsam erkundet. Hier wird Rücksichtnahme auf die Persönlichkeit des Anderen gelebt, hier gibt es nicht das notorische ich, ich, ich. Zur Weihnachtszeit, in der fehlender familiärer Zusammenhalt besonders schmerzhaft empfunden wird, geben die Frösche und der Igel ein Beispiel, wie es laufen kann und sollte. So buken sie gemeinsam mit den Kindern am 29. November im Brandenburger Stadtbüro Weihnachtsplätzchen.



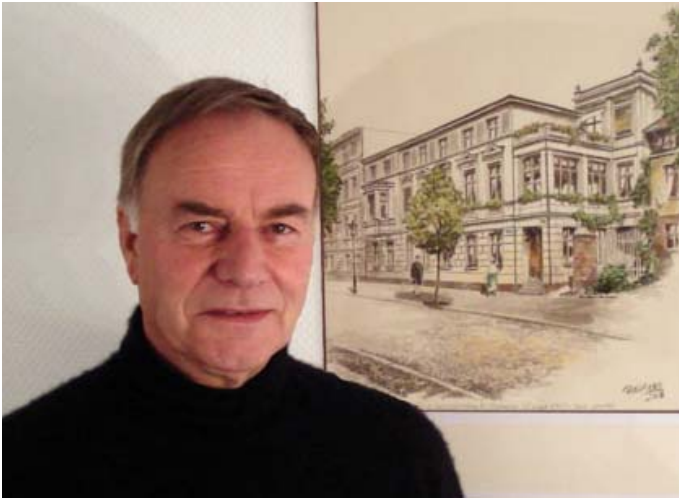
Das ist es. Genau das! Das wird gebraucht. Die kleinen Stars aus dem Zacharias und anderen Zeitschriften kommen ganz leibhaftig zu den Kindern und zeigen ihnen, dass ihre Welt keine Traumwelt ist – sondern eine ganz reelle. Das ist ein nicht zu unterschätzendes Signal. Denn hier wird für Kinderseelen, die manchmal schon trotz ihres zarten Alters auf stürmischer und hoher See kämpfen, ein Leuchtfeuer entzündet. Das ist mehr Licht als an jedem Tannenbaum Brandenburgs. Dafür schuldet die Havelstadt seiner grünsten kleinen Familie und dem Igel allen Dank. Denn tausend Weihnachtsmannparaden leisten für die Havelstadt nicht halb so viel wie dieses Plätzchenbacken von Kurti, Mondi & Co. für die jüngsten Brandenburger.

## Gipfelstürmer im Gebirge und in der Politik

### Porträt des Brandenburgischen Landtagspräsidenten Gunter Fritsch

Michael L. Hübner

Von frühester Jugend an hatte Gunter Fritsch ein Ziel: Er wollte ganz nach oben. Er wollte ganz nach oben, nämlich auf den Gipfel des – Matterhorns. Der mutmaßlich schönste Berg der Welt hatte es ihm angetan. Leider trennt der Monte Cervino, wie die gewaltige natürliche Steinpyramide bei den Italienern heißt, Norditalien von der Schweiz und war daher für den normalen DDR-Bürger unerreichbar. Und als normaler DDR-Bürger wuchs Gunter Fritsch auf. Ein Flüchtlingsjunge aus dem neumärkischen Landsberg/Warthe, den es als Dreijährigen 1945 durch die Kriegereignisse nach Tabarz in Thüringen verschlug und später ins märkische Oderland, gar nicht so weit weg von der Stelle, an der die Warthe, seine Warthe in die Oder mündet. Damals aber war das noch der Bezirk Frankfurt/Oder und des jungen Gunters einzige Chance aufs Matterhorn zu gelangen, bestand in der Aussicht, mit dem Erreichen des 65. Lebensjahres legal dorthin reisen zu dürfen. Einstweilen hatte er sich in der DDR-Gesellschaft einzurichten, was für einen engagierten Christen alles andere als einfach war. Insofern



Gunter Fritsch vor einer Zeichnung seines Geburtshauses in Landsberg/ Wārthe

verschwendete Fritsch keinen Gedanken daran, jemals zu einem politischen Gipfelsturm anzusetzen. Denn Christen waren für die herrschenden Kommunisten unbeschulbare Relikte eines überwundenen Mittelalters, Exoten, denen man sich hüten würde, eine politische Verantwortung im sozialistischen Gesellschaftsgefüge anzuvertrauen. Zumal Fritsch nach seinem Abitur nicht einmal bereit war, den Aufbau und die Errungenschaften des Sozialismus gegen den ewig dräuenden Klassenfeind mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Als Wehrdienstverweigerer wurde er Spatensoldat.

Noch während der Dienstzeit in der NVA weigerte er sich zusammen mit einigen Kameraden am Bau eines Schießplatzes mitzuarbeiten. Dafür gab es ein halbes Jahr Militärgefängnis. „Na ja, die haben uns in Ruhe gelassen...“ konstatiert Fritsch. „Für die waren wir ein paar komische Paradiesvögel. Die wussten nichts mit uns anzufangen.“ Keine Verbitterung ist in seiner Stimme, kein Hass, nicht einmal Verachtung den einstigen Autokraten gegenüber, die meinten, die tiefsten Geheimnisse der Demokratie in der Diktatur des Proletariats entdeckt zu haben und nach dem Motto: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns!“ die Biografien vieler guter und fähiger Menschen mit Repressalien überzogen.

Doch auch hier zeigt sich Fritsch versöhnlich. „Ich habe in der DDR den Beruf eines KFZ-Mechanikers gelernt. In Kofferraum meines Trabants lag immer eine Ersatzkurbelwelle. Bei einer Panne hätte ich sie jederzeit tauschen können. Ja, so waren wir Osis...“ Er lacht. Das tut er übrigens oft und gerne. Kein bisschen affektiert, keine Spur von Überheblichkeit im Gebaren des Inhabers des protokollarisch höchsten Amtes im Land Brandenburg.

Dieses Unkomplizierte, diese Herzlichkeit, die warme, tiefe Stimme, diese von innen kommende Freundlichkeit – er hat viel gemeinsam mit seiner verstorbenen Parteigenossin und brandenburgischen Ministerkollegin Regine Hildebrand. Denn mittlerweile konnte sich der passionierte Bergsteiger auch in politische Gipfelbücher eintragen. Doch dazu später.

Noch war er der DDR-Bürger Gunter Fritsch, der zwischen 1967 bis 1990 als Labormechaniker und später als Entwicklungsingenieur am Zentralinstitut für Optik und Spektroskopie der Akademie der Wissenschaften der DDR arbeitete. Nebenher ließ man ihn trotz Bausoldatenvergangenheit und christlichem Bekenntnis von 1967 bis 1974 ein Fernstudium an der Dresdner Technischen Universität absolvieren. Diplom-Ingenieur für Hochfrequenztechnik war er nach erfolgreicher Beendigung dieses Studiums. Aber „Leitungskader“ – das kam noch immer nicht in Frage.

Dann aber kollabierte die DDR im Jahre 1989. Politische Parteien begannen sich neu zu formieren und zu gründen. In seinem Wohnort Müncheberg gehörte Fritsch zu den Gründungsmitgliedern der Sozialdemokratischen Partei, die dann auch prompt in den ersten freien Kommunalwahlen 1990 stärkste Fraktion im Kreistag wurde. Nun brauchte man auch einen Landrat für den Kreis Strausberg und so sagte man zum SPD-Kreisvorsitzenden Fritsch: „Na, dann mach mal!“

Was ein Landrat ist, davon hatte niemand eine Ahnung. Aber was soll's! Ärmel hoch! Wozu gibt's runde Tische. Wenn es Probleme in seinem Kreis gab, holte der frischgebackene Landrat die Beteiligten an einen solchen im Landratsamt. Dann wurde vorgetragen, überlegt, nach einem verträglichen Mittelweg gesucht, mit dem dann alle leben konnten. Handschlag. „Ja, so machen wir es also!“ Das galt dann. Keiner rannte hinterher zu einem Verwaltungsgericht mit der Ambition stur und steif sein verbrieftes Recht zu erstreiten. Man glaubt es kaum, aber es gab im Osten Deutschlands der unmittelbaren Nachwendzeit wirklich einmal solche Tendenzen des politischen Miteinanders.

Und genau das entsprach dem Politikverständnis des Gunter Fritsch. Politik, das darf nicht der Kampf um die Macht sein. „Macht“, das ist so ein Begriff, dem er sehr, sehr skeptisch gegenüber steht. „Konsens“, „Miteinander“, das hört sich schon besser an. Ein Gerangel um Macht aber ist letztendlich oft unproduktiv und verschleißt auf Dauer nur alle Kräfte. Politik, das bedeutet für Gunter Fritsch argumentativer Kampf um tragfähige Mehrheiten, um Interessenausgleich, um Interessenkonvergenz. Politik – das ist die Kunst des Zuhörens. „Der andere auch!“ lehrte Tucholsky.

Den anderen achten, akzeptieren, nach Möglichkeit immer mit ihm, nicht gegen ihn. Diese Grundüberzeugung trug der mittlerweile nach der Kreisreform zum Landrat des Großkreises Märkisch Oderland aufgestiegene Fritsch so überzeugend vor, dass ihn Ministerpräsident Stolpe bat, der brandenburgischen Landesregierung als Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten beizutreten. Fritsch wurde Minister – und es machte ihm Freude. Man kommt herum im Land. Man lernt die Bevölkerung und ihre Probleme kennen, beteiligt sich an der Suche nach Lösungen, kann was bewegen.

Das entsprach so ganz seinem Wesen. 1999 gab er dann das Ministerium an Wolfgang Birthler ab und zog in den Brandenburgischen Landtag ein. Parlamentarische Erfahrung hatte er bis dahin reichlich gesammelt, denn von 1990 bis 1993 war er Stadtverordneter von Müncheberg und von 1993 bis 1997 Mitglied des Kreistages Märkisch-Oderland. Die Fraktion kürte ihn denn auch umgehend zum Fraktionsvorsitzenden, was er bis 2004 blieb.

Das Plenum wählte den als ehrlichen Makler bekannten Fritsch zum Präsidenten des Brandenburgischen Landtages. Das ist er bis heute. Außerdem ist er Mitglied des Finanzausschusses der Brandenburger SVV, Rotarier, Mitglied des Dom-Fördervereins, Vorsitzender des Landestourismusverbandes Brandenburg e. V. und, und, und... Gipfel über Gipfel. Auch Matterhorn, Kilimandscharo und Mont Blanc gehören inzwischen dazu. „Aber,“ sagt Gunter Fritsch „es ist wie dort: Wenn man ganz oben ist, dann lernt man sich selbst als Person nicht zu wichtig zu nehmen.“ Das ist sein Markenzeichen als Politiker und als Mensch: Das Amt muss den Menschen dienen und nicht dem Amtsinhaber. Diese Haltung gehört zu den wertvollsten Traditionen Brandenburgs seit den Tagen seines zweiten gekrönten Landesvaters, des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. und sie fand immer wieder ihre Bewahrer, bis hin zu dem Gipfelstürmer Gunter Fritsch.

## Helfen ist Ehrensache

### Brandenburg an der Havel zeichnet verdiente Ehrenamtler aus

(hüb)

Im Mittelalter herrschte vielfach die Auffassung, Mitmenschen mit körperlichen oder psychischen Gebrechen wären für was auch immer von Gott gestraft. Somit stünde ihnen zwar ein Anrecht auf Mitleid und mildtätige Gaben zu, keineswegs jedoch ein gleichwertiger Platz in der Gesellschaft. Erst die jüngste Moderne begann mit diesem tradierten Unsinn aufzuräumen. Welch ungeheuer schwerer Weg dabei zurückzulegen ist, konnte man Renate Posers Rede am Donnerstagabend im Brandenburger Theater entnehmen.

Die stellvertretende Vorsitzende des Behindertenbeirates der Stadt Brandenburg an der Havel zeichnete gemeinsam mit dem Stadtverordneten-Vorsitzenden Dr. Hans-Peter Jung und der Oberbürgermeisterin Dr. Dietlind Tiemann insgesamt 19 verdiente Ehrenamtler anlässlich des Internationalen Tages der Menschen mit Behinderung aus. Die Oberbürgermeisterin brachte es auf den Punkt: „Alles Große dieser Welt entsteht dort, wo jemand mehr tut als er muss“ zitierte sie den Gründer der SOS-Kinderdörfer Hermann Gmeiner. Es komme nun darauf an, nicht mehr übereinander zu reden, sondern miteinander. Dr. Jung führte dem beinahe bis auf den letzten Platz gefüllten Auditorium vor Augen, dass in der heutigen Zeit, in der die Großfamilien als Komponenten einer zuverlässigen sozialen Absicherung auszusterben drohen, die Institution des Ehrenamtes immer unverzichtbarer werde.

Die heutige Zeit, das ist eine Epoche, die sich mehr und mehr vom Prinzip der gegenseitigen Verantwortung füreinander verabschiedet und sich stattdessen einer gesellschaftlichen Kälte zuwendet, welche sich jeden Handschlag bezahlen lässt. Ein kurzsichtiges Prinzip, welches außer Acht lässt, dass sich jedermann von einem Augenblick zum anderen in einer Situation wieder finden kann, in der er oder sie auf die Hilfe und Unterstützung anderer angewiesen ist. Erst dann werden wohl viele, denen ein solcher Gedanke bis dahin völlig fremd war, verstehen, welche Bedeutung ein Engagement des Herzens gegenüber professionellen und damit teuren, noch dazu oft von Zeitdruck geprägten sozialen Dienstleistungen hat.

Die 19 Ausgezeichneten nahmen auch stellvertretend für viele, die sich um die etwa 11.000 Mitbürger mit anerkannter Behinderung kümmern, ihre Ehrungen entgegen. Begleitet wurden sie von einem großartigen Rahmenprogramm. Brandenburger und Berliner jeden Alters widmeten ihre einstudierten Vorführungen den Behinderten und ihren ehrenamtlichen Helfern. Da waren die entzückenden Knirpse der Kindertagesstätte



„Windrad“, die eine Hutmodenschau vorführten, dem Weihnachtsmann zu seiner Mütze verhalfen und die Geschichte von Karl dem Käfer inszenierten. Beeindruckendes bot der Rollstuhltanzverein „Wheels in Motion Berlin e. V.“, die Tanzvorführungen von Gehbehinderten und Nichtbehinderten darboten. Die Schüler des Brechtgymnasiums gaben das kleine Theaterstück „Anonym“ – und das nun war von wirklich außergewöhnlicher Professionalität. Eine ausgefeilte in sich wunderbar stimmige, nur scheinbar chaotische Choreographie, sowie ein bestechender Einsatz von Körper- und Vokalsprache schufen den Eindruck, man erlebe die Vorführung einer klassisch-hellenischen Tragödie in der Atmosphäre des Amphitheaters. Hut ab vor den Jugendlichen, die der Theaterlandschaft Brandenburgs einen beachtenswerten Beitrag hinzufügten. Der freudig begrüßte Brandenburger Gospelchor „Sing & Joy“, der das Finale gestaltete, sorgte noch beim abschließenden Sektempfang im Foyer für einen durchweg begeisterten Gesprächsstoff; ebenso wie die beiden Jungmoderatoren Monique Heinzl und Oliver Voetz, denen unisono der Status von Naturtalenten zuerkannt wurde.

## Hoher Besuch beim Bundeswehrverband

### Bundsvorsitzender Oberstleutnant Kirsch spricht in der Hammerstraße

Michael L. Hübner

Als der Landesverband Ost, Bezirk 3, ERH Brandenburg des Deutschen Bundeswehrverbandes am Donnerstag im Clubhaus der Ruderer vom RCHB in der Hammerstraße tagte, konnte er im Präsidium hohen Besuch begrüßen: Oberstleutnant Ulrich Kirsch, frisch gebackener Bundsvorsitzender, beehrte die Ortsgruppe der einer Soldaten-Gewerkschaft nicht unähnlichen, unabhängigen Interessenvertretung aller Soldatinnen und Soldaten. Der 86 Mitglieder umfassende Kameradschaft Ehemaliger, Reservisten und Hinterbliebener (ERH) Brandenburg wurde von ihrem Chef Oberst Dieter Belfin vertreten. Belfins kurze Übersicht verdeutlichte das Besondere am Standort Brandenburg:

In dieser Kameradschaft trifft Ost auf West, 39 Soldaten dienen der NVA, davon 22, die ihren Dienst bei der Bundeswehr fortsetzten. 20 Bundeswehrangehörige kamen damals nach Brandenburg um die neuen ortsansässigen Militärverbände aufbauen zu helfen. Des ungeachtet war von Spannungen innerhalb der Mannschaft 20 Jahre nach dem Fall der Mauer nichts zu spüren. Im Gegenteil – einhellig wurde den Ausführungen des Bundsvorsitzenden, der gerade von einer Besprechung mit Bundesverteidigungsminister Jung kam, zugestimmt, als dieser einen Überblick über die Aktivitäten des Bundeswehrverbandes gab und auf Problemfelder hinwies, deren Bewältigung sich die Organisation auf die Fahnen geschrieben hat.

Da ging es um die Altersversorgung von Soldaten. Es ging um eine von vielen Soldaten als ungerecht empfundene Zusatzbesoldung von bestimmten Gruppen von Piloten oder Militärärzten, die derzeit verstärkt der Bundeswehr den Rücken kehren und mit diesen finanziellen Anreizen zum Bleiben bewogen werden sollen, wohingegen Kampfpiloten im Einsatz auf diese Zulage verzichten müssen. Es ging um Fälle, in denen Zeitsoldaten nach schwerer Verwundung im Kampfeinsatz eine weitere Probezeit abzulegen hatten, wenn sie in der Bundeswehr verbleiben wollten, was von Oberstleutnant Kirsch als Unding bezeichnet wurde. Der Bundeswehrverband bietet Rechtsschutz, kämpft für seine Soldaten – einzige

Voraussetzung: die Soldaten müssen eben Mitglied im Bundeswehrverband sein. Um diese Präsenz zu verstärken wird der Bundeswehrverband im Hohenstückener Bürgerhaus noch in dieser Woche eine Informationstafel hängen. Über eine ständige Präsenz in Form eines Büros im Bürgerhaus wird derzeit nachgedacht.

---

## Ich war kein Widerstandskämpfer

### Joachim Damus - Porträt eines stillen Helden des Alltags

Michael L. Hübner

„Nein, nein, so schlimm war das in Brandenburg eigentlich alles gar nicht“, wehrt Joachim Damus ab. Der 43jährige Sohn einer alten Brandenburger Schulmeister-, Pfarrer- und Fabrikantenfamilie schaut versonnen und leise lächelnd vor sich hin. 20 Jahre ist das nun her. Mühsam ist es, die mittlerweile entfernten Ereignisse zu rekapitulieren. Die Wende, der Zusammenbruch der DDR, einer sozialistischen Illusion, die viel von den inneren Widersprüchen des Kapitalismus wusste und letzten Endes an den eigenen zugrunde ging. Wie war das doch gleich – Montagsdemonstrationen, Schweigemärsche, Kerzen, die Bilder der Ausreisenden im Fernsehen – die Deutsche Botschaft in Prag... „Keine Tränen weinen wir denen nach“, tönten die Funktionäre und der Berufs-Jugendliche Egon Krenz verkündete drohend, wie ausnehmend gut es ihm auf dem Pekinger Platz des Himmlischen Friedens gefallen hatte.



Die Situation war zum Bersten gespannt. „Ja, ein wenig Angst hatten wir schon, man hatte Frau und Kind“, sinniert der Sozialpädagoge Damus. Der das sagt, zählt eigentlich zu den Furchtlosen. „Ein Widerstandskämpfer war ich nicht“, betont er trotzdem mit Nachdruck. Nein, kein Revoluzzer, Lampeneinschmeißer und Barrikadenbauer. Joachim Damus ging unbeirrt seinen Weg, den Weg eines protestantischen Christen, der seine Haltung nicht wie ein Banner voran trug, der aber auch keinen Hehl aus ihr machte. Nein, er debattierte nicht viel mit den Kommunisten. Das war gar nicht seine Art. Er erklärte einfach Offizieren, Lehrern und Stasileuten im Wehrkreis Kommando, dass er zu den Bausoldaten wolle. Später legte er noch eins drauf: Totalverweigerer sei er. Das hätte 5 Jahre Gefängnis bedeuten können. „Na ja, wir haben uns schon vorher bei einem Kirchenjuristen kundig gemacht, ob die gegenwärtige Lage einen solchen Schritt vertretbar erscheinen lässt.“ Damus wagte und – gewann.

Sie zogen ihn nie und das Gefängnis blieb ihm auch erspart. Belohnt wurde seine Haltung seitens der roten Machthaber aber auch nicht. Das Abitur verweigerte man dem außerordentlich klugen Burschen und ließ ihn statt dessen Schmelzer im Elektrostahlwerk auf dem Quenz werden. Vorfristig schloss er die Lehre ab, aufgrund sehr guter Leistungen. Doch war man in der DDR weniger an klugen Köpfen interessiert. Linientreue war gefragt. Als er dann nämlich auch noch die Wahl-Posse der DDR boykottierte, da machten ihm Vorgesetzte selbst am Ofen das Leben schwer. Diffamierungen begleiteten seinen Weg. Damus aber wehrte sich, schrieb an den

Generaldirektor Lauck und – mit Blaupause – an den Gewerkschaftschef Harry Tisch. Auch diese Herausforderung hätte ihn Kopf und Kragen kosten können. Aber auch dieses Mal zahlte sich seine gerade Haltung zu seinen Gunsten aus. „Nein, ich war nicht besonders couragiert...“ bleibt Damus bei seiner Selbsteinschätzung. Wer die DDR kannte, wusste, welcher Mumm zu solcher Haltung gehörte. Als die DDR dann im Jahre 1989 zu zerbröseln begann und „Tapeten-Kutte“ Kurt Hager noch immer von seiner Kontinuität faselte, wandte sich Damus bereits dem Neuen Forum zu.

Bei der zweiten Versammlung in Kirchmöser war er dann schon mit von der Partie, arbeitete in den neu gebildeten Arbeitsgruppen mit, träumte von einer Neugestaltung der Gesellschaft. Die Wiedervereinigung stand für ihn, wie für viele andere auch, noch gar nicht mal so sehr auf der Agenda. Man wollte hier etwas verändern, rechnete sich Chancen aus, aus dem Material „DDR“ doch noch etwas Lebens- und Lohnenswertes zu machen. Denkmodelle wurden entworfen, kursierten, wurden diskutiert. Da war er 24 Jahre alt. „Heute sehe ich viele Dinge anders, bin ganz froh, dass es so gekommen ist.“

Dabei gehört Damus beileibe nicht zu den Wendegewinnlern großen Stils. Weder steht vor seinem Haus die dicke Limousine noch schaukelt eine Yacht auf den Havelwellen. Das aber ist es auch nicht, was ihn mit der Gegenwart versöhnt. Es ist für ihn, den klugen Mann, der Zeit seiner Jugend von ideologisierten Hohlköpfen aller Couleur malträtiert wurde, ein Segen nach seiner Façon selig werden zu können. Er kann frei reden, kann reisen, wohin er möchte, kann sich engagieren, wo und wie er will. Das sind Werte, die dem Joachim Damus etwas bedeuten.

Damals – ja, das war ein Aufbruch. Er war sogar für drei Monate beim Neuen Forum angestellt. Als Wahlkampfmanager ließen sie ihn alles organisieren, was für so einen Wahlkampf gebraucht wurde. Das Neue Forum konnte ihn zwar nicht bezahlen, aber eine Tante, die zu dieser Zeit schon Mitglied des Bundesvorstandes der Grünen im Westen war, sammelte für ihn. Das harte Westgeld wurde brav in die weiche Ostmark getauscht und auf das Kirchenkonto eingezahlt. So konnte man sein Gehalt weiterlaufen lassen, obgleich er für die politische Arbeit freigestellt war.

Damus nahm sich denn seiner ungewohnten und neuen Aufgabe an. Und wie immer hatte er sich mit seiner ganzen Kraft ins Zeug gelegt. Am Ende fuhren die beiden großen Volksparteien die meisten Stimmen ein. Damus lächelt. Er hadert nicht mit der Entwicklung dieser Zeit. Keine Nostalgie, keine Verbitterung. Wie es war, so war es gut. Er selbst sah sich nie in vorderster Front. „Wenn aber viele etwas in der selben Richtung tun, dann kann man schon etwas bewegen.“ Dieser Joachim Damus gehörte zu denen, die viel bewegten – auch wenn er es gar nicht wahr haben will.

---

## Klar geht - geht klar!

### Zur Entlassung eines deutschen Top-Terroristen

Von Don M. Barbargria

Gibt es ein Leben nach dem Tode? Die deutsche Justiz hat diese Frage bereits schlüssig beantwortet: Bei Bedarf – Hunderte!

Christian Klar wird also nach 26 Jahren Haft entlassen, obwohl ein bundesrepublikanisches Gericht seinerzeit wegen der gemeinschaftlich begangenen Morde der RAF zu sechsmal lebenslanglich plus 15 Jahre

verurteilt hat. Nun bezeugt schon jene Formulierung, dass sich die bundesdeutschen Juristen mittlerweile weiter von der Realität entfernt haben als Pioneer 10 von der Erde. Für jeden vernünftigen Menschen gilt: Einmal lebenslänglich reicht und das sollte dann aber auch lebenslänglich bedeuten. Mehr geht nicht. Wenn der Delinquent in seiner Zelle den letzten Seufzer getan hat, ist die Strafe verbüßt. Vorher nicht. Und danach gibt's auch nichts mehr als eventuell das Fegefeuer. Was aber Letzteres betrifft – nichts genaues weiß man nicht.

Wie dem auch sei: Sogar sechsmal Lebenslänglich bedeutet für das deutsche Justiz- (Un)wesen noch keineswegs, dass der Mensch wenigstens für den Rest seiner Tage hinter Gittern bleibt. Einen reuelosen Schwerstkriminellen wie Christian Klar wieder auf die Menschheit loszulassen, nur weil er nach Überzeugung der Staatsanwaltschaft und des Gerichtes keine Gefahr für die Allgemeinheit mehr darstellt, ist zumindest moralisch gesehen höchst verwerflich. Nichts beweist wohl deutlicher die perfide Zahnlosigkeit der Bundesrepublik Deutschland, die einzig dazu in der Lage ist, Parksündern und Hartz-IV-Empfängern alle Gräten zu brechen.

Dieser, wahrscheinlich von einer simplen Kostenrechnung für die weitere Unterbringung des Gefangenen Klar geprägten Entscheidung ist eine deutlich Signalwirkung zuzuschreiben: Von jetzt an kann jeder alles machen. Kleine Mädchen vergewaltigen und umbringen, alte Frauen für Zwanzig Euro umschubsen oder ihnen aus Langeweile einen Dolch zwischen die Rippen rammen – alles geschenkt: In maximal 25 Jahren biste wieder draußen!

Was die Kosten für eine wirklich lebenslange Haftstrafe in astronomische Höhen triebe? Na, der Luxus, mit dem man die Schwerstkriminellen für ihre eingeschränkte Bewegungsfreiheit entschädigen muss. Ein Triebtäter, der eine 12jährige vergewaltigt und ermordet hat, der muss doch schließlich vor Langzeitschäden bewahrt werden, die eine womöglich 15jährige Haftstrafe mit sich bringen kann. Saubere und eingerichtete Zelle, Zugang zu Ausbildung und Abschlüssen, regelmäßiges Essen und Heizung – alles, wonach sich mancher Obdachlose und Hartz-IV'er vergebens sehnt. Die Güte dieses Gemeinwesens auf Kosten seiner Steuerzahler und anderer Opfer ist wirklich grenzenlos.

Daher gilt nach wie vor: Jeder Staat hat die Terroristen, die er verdient. Willkommen in der Freiheit – Bomber-Christian!

## Komasaufen in Kleinasien

Don M. Barbagrìgia

Das Thema ist nicht mehr ganz aktuell. Aber das wird es wieder. Ganz sicher. Das Komasaufen ist jetzt bei der deutschen Jugend en vogue. Unlängst haben sich wieder einige Lübecker Knaben im Reich der Osmanen die Kante gegeben, bis sie umfielen. Na ja, wir wollen gerecht sein. Es war Methanol im Wodka. So ein bisschen haben die Bezwingler des Goldenen Byzanz gepanscht, um die Lorke zu strecken. Warum sollten sie auch nicht. Gegen die ungläubigen Hunde ist jedes Mittel recht und ihnen wird's ja nicht schaden, denn der Prophet hat den Frommen unter dem Halbmond in weiser Voraussicht das Saufen verboten. Die deutschen Bengels also helfen sich das gepanschte Zeug in den Schlund und weichen ihren Brägen damit auf, bis es, wie der Mediziner so schön gewählt spricht, mit dem Weiterleben nicht mehr vereinbar ist. Einer stirbt noch im Schatten der Goldenen Pforte.

Die anderen werden in kerndeutschen Hospitälern vom international agierenden Sensenmann abgeholt. Das bringt die Eltern nun auf die Palme. Ja, wo kommen wir denn dahin! Und was wären das für deutsche Eltern, wenn sie nicht umgehend klagen würden! Der Engländer, der in einen Haufen Hundescheiße tritt, sagt: Goddamn! Und geht weiter. Der Franzose sagt: Merde! Und geht weiter. Der Deutsche schaut zu, wen er verklagen kann. Und tut es. Sie begreifen nicht, dass sie als erstes sich selbst verklagen sollten: Sie haben ihre Brut erzogen – oder eben auch nicht. Denn, wieviele Eltern delegieren die edukative Arbeit auf Kindergarten und Schule. Und Gnade Gott den Erziehern und Lehrern, die nicht sicherstellen können, dass die Rangen den elterlichen Wunschträumen entsprechen!

Das eigene Versagen steht überhaupt nicht zur Debatte. Wie schon gesagt – wo kämen wir denn dahin! Diese ganze Selbstherrlichkeit, dieser Wahnsinn, der es verpönt, Kindern Grenzen zu setzen und sie gleichzeitig sich selbst überlässt. Die Gesellschaft ist außer Rand und Band. Die Kinder spiegeln diesen Verfall nur. Drei dieser Kinder sind nun tot. Ihr Leben währte kurz. Der Wert, den es einst hatte, wird mit der Egalität annulliert, mit der die Gesellschaft wieder zur Tagesordnung übergeht. Wie sie nach den Schulmassakern von Erfurt und Winnenden wieder zur Tagesordnung überging. Wie sie immer und immer wieder zur Tagesordnung übergeht – ganz egal, was passiert. Ein paar Beamte in den Kultusministerien werden sich ein paar Gedanken machen, diese werden auf irgendwelchen Foren diskutiert und dann... Und dann wird wieder der Dollar und der Euro und der Hedgefond und der Future-Bond den Takt angeben, nach dem sich die Gesellschaft zugrunde richtet. Die Alten werden zusehen, dass sie beim allgemeinen Raffke nicht zu kurz kommen und die Jugend wird nach alter Sitte ausziehen, die Welt auf ihre Weise zu erkunden. Und sei es auf dem Grund einer Methanol-gepanschten Wodkapulle.

## Landbote in Lodz

### Redakteur Hübner auf Vortragsreise an großer polnischer Universität

B. St. Fjollfross

Der polnische Nachbar liegt dem Landboten am Herzen. Wer den Landboten kennt, weiß, dass er seit Jahr und Tag immer bemüht ist auch die stodoranischen, die slawischen Aspekte in historisch orientierten Artikeln herauszuarbeiten. Die Heimat des Landboten ist Slawenland, hier wurde ein Volk von technisch und gesellschaftlich überlegenen sächsischen Eroberern an den Rand gedrückt, assimiliert, zum Verschwinden gebracht. „Auch so kann man ein Volk umbringen...“, sagte einst der Historiker Heinrich Gerlach.

Überlebt haben die Lausitzer, die Sorben. Überlebt haben den Expansionsdrang ihrer westlichen Nachbarn auch – und Gott sei Dank – die Polen. So oft der polnische Staat von den Landkarten Europas verschwand, an der Weichsel hieß es stets: Jeszcze Polska nie zginela – Noch ist Polen nicht verloren... Die Polen, europäischer Kulturträger ersten Ranges, vermochten es,



Ankündigungsposter



Prospekt von Norden Hübner und Schrot (Referent) vor dem Audi Max

sogar der mörderischsten Vernichtungsmaschine aller Zeiten zu trotzen und ihren Stolz zu bewahren. Umso mehr Bedeutung misst der Landbote einer Einladung bei, welche die Universität Lodz an den Redakteur des Landboten Michael L. Hübner (CDU) aussprach.



Hübner beim Referat

Der Journalist reiste am 18. März 2009 gemeinsam mit seinen Koreferenten, dem Berliner Eisenbahningenieur Klaus Leutner und dem Brandenburger Nachwuchspolitiker Jacob Schrot (CDU) in die drittgrößte Stadt Polens, um vor etwa 250 anwesenden Studenten des Instituts für Internationale und Politische Studien im Auditorium Maximum die Themen „Aspekte der deutschen Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zu Polen und der Stellung der Medien im Deutschland der Gegenwart“ (Hübner) und „Die deutsche Parteienlandschaft und aktuelle Außenpolitik Deutschlands“ (Schrot) zu referieren. Leutner berichtete dem anwesenden Publikum von seinen intensiven Arbeiten mit Schülern aus beiden Ländern zur deutsch-polnischen Vergangenheit. Übersetzt wurden die drei Herren von den beiden bezaubernden Germanistik-Studentinnen Aleksandra Luczak und Elzbieta Dudek, deren Deutschkenntnisse sie vom Fleck weg befähigen würden, deutsche Gymnasiasten in deren deutscher Muttersprache zu unterrichten.

Sehr zufrieden zeigte sich der Organisator der Vortragskonferenz, Artur Modlinski. Die drei Deutschen, so wurde versichert, konnten mehr Zuhörer versammeln, als ein am Vortage an gleicher Stelle zu hören gewesener Sekretär Präsident Obamas. Die Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit der Polen beeindruckte die drei Herren aus Deutschland außerordentlich. In diesem Lande leben Stil, Umgangsformen, das Wertlegen auf adrette Erscheinungen weiter, wogegen die deutsche proletarische Unterschicht ihre

Vorstellungen von Kommunikation bereits bis in die gehobenen Schichten exportiert zu haben scheint.

Am Folgetage gedachte die Lodzer Nachbargemeinde Zgierz 100 erschossener Söhne ihrer Stadt. Diese wurden von der deutschen Besatzungsmacht am 20. März 1942 im Rahmen einer Rachemaßnahme für zwei von einem polnischen Hauptmann liquidierte Gestapo-Beamte vor den Augen von 6.000 zusammengetriebenen Zgierzern hingerichtet. Leutner, Schrot und Hübner schlossen sich als deutsche Delegation den Gedenkfeierlichkeiten an. Die Polen registrierten diese Geste sehr aufmerksam und wohlwollend.



Hübner während seines Referates

## Die Rede

Vortrag Uni Lodz, 19.03.2009

[Begrüßung, Einführung]

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Für einen Deutschen gibt es zwei Länder in der Welt, in denen er nur mit gesenktem Blick und leiser Stimme sprechen sollte. Zu schwer wiegt die historische Verantwortung, die auf jedem Deutschen noch für unabsehbar viele Generationen lasten wird. Diese beiden Länder sind Israel und – Polen!

Sie sollen wissen, dass ich mir der ebenso ungeheuren wie unverdienten Ehre bewusst bin, vor einer polnischen Universität, vor einem polnischen Auditorium sprechen zu dürfen und danke Ihnen sehr für diese Gelegenheit.

Natürlich stand bei dem etwas unspezifisch umrissenen Thema die Frage im Vordergrund, welche Inhalte Ihren westlichen Nachbarn betreffend, für Sie besonders interessant sein dürften.

Eigentlich soll ich Ihnen von der deutschen Medienlandschaft berichten. Diese aber isoliert von ihrem historischen Kontext herauszuarbeiten, wäre beinahe so unsinnig, wie der Versuch eines Biologen, eine Tierart losgelöst von deren natürlichem Lebensumfeld beschreiben zu wollen.

Daher lassen Sie mich, der ich auch als Historiker arbeite, vor Ihnen einen Bogen über die letzten eintausend Jahre oder vierzig Generationen spannen, der die Breite Ihres Verständnisses für die komplizierten Prozesse im großen mitteleuropäischen Siedlungsraum zwischen Oder und Rhein etwas erweitert. Wohlgermerkt! Es geht hier nicht um die Relativierung oder gar Entschuldigung tragischer historischer Ereignisse. Es geht lediglich darum



zu verstehen, aus welchen Wurzeln heraus sich solche Dinge zum Nachteil von vielen Millionen Menschen entwickeln können, um sie für die Zukunft vorhersehbarer und damit beherrschbarer zu machen.

Die lange gemeinsame Geschichte im Herzen Europas verband Polen und Deutschland immer in einem ganz besonderen Maße. In vielen Gegenden beiderseits der Grenzen lebten Polen und Deutsche Haustür an Haustür, die Kinder wuchsen oft zweisprachig miteinander auf. Das ging Jahrhunderte lang gut, bis die Völker des alten Kontinents den heillosen, den ungesunden Nationalismus für sich entdeckten und aus dem vertrauten Nachbarn über Nacht der Feind wurde.

Dass diese Prozesse in Europa bis heute keineswegs überwunden sind, konnten Sie alle in den Neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts an den Geschehnissen in der auseinanderfallenden Republik Jugoslawien studieren.

In dem Verhältnis zwischen Deutschen und Polen aber nahm diese Entzweiung äußerst tragische Züge an. Besonders von meiner Heimat Deutschland ausgehend baute sich wiederum ein enormer und aggressiver, mit vielen blödsinnigen Ressentiments behafteter Druck in Richtung Osten auf, dessen Züge fatal an die Zeiten der mittelalterlichen Ostexpansion erinnerten. Oft genug wurden denn auch die alten Parolen wiederum bemüht um den polnischen Nachbarn herabzuwürdigen, ihn zu diffamieren und ihn letztendlich mit der Gewalt der Waffen zu überfallen.

Für einen denkenden Europäer stellt sich natürlich die Frage, aus welchen Quellen sich diese vernunftlose Aggressivität speiste.

[Mittelalter]

Zunächst einmal fällt auf, dass Deutschland und Polen etwas ganz Wesentliches voneinander unterscheidet: Während sich die Polen seit ihrer Staatsgründung in den 960er Jahren nach Christus unter Mieszko I. zu einer zum überwiegenden Teil homogenen Nation entwickelten, blieb Deutschland ein solch segensreicher Weg verwehrt.

Während also die junge Nation der Polen von starken und gefestigten Herrscherpersönlichkeiten aus den Dynastien der Piasten und später der Jagiellonen geleitet wurde, die ein überschaubares und damit regierbares Territorium beherrschten, war Deutschland als nördlicher Teil des riesigen Römischen Reiches von der Ostsee bis nach Sizilien mit den damaligen Möglichkeiten der Kommunikation von einer Zentralgewalt nicht oder nur sehr insuffizient zu verwalten. Natürlich blieb auch Polen eine partikuläre Machtzersplitterung nicht erspart, wie die Senioratsverfassung von 1138 belegt. So verheerende Auswirkungen aber, wie sie das deutsche Reich spätestens seit jenem historisch bedeutsamen Vater-Sohn-Konflikt zwischen Friedrich II. von Hohenstaufen und seinem ältesten Sohn, König Heinrich VII. erfuhr, blieb den Polen erspart.

Friedrich, der alle Hände voll zu tun hatte, mit einem starken und ihm feindlich gesonnenen Papsttum auf der einen Seite und einem erstarkenden merkantil orientierten Bürgertum, vertreten durch die lombardischen Städte auf der anderen Seite um die Macht im Reich zu ringen, vertraute seinem Sohn den Reichsteil nördlich der Alpen – also Deutschland an. Friedrich selbst machte Palermo zu seiner Hauptstadt. Palermo – wichtigster Ort auf Sizilien, der damaligen Kornkammer Europas, Schnittpunkt der mediterranen Handelsrouten und damit der mediterranen Hochkulturen – ökonomischer Schwerpunkt im Süden. Deutschland dagegen war das finstere, unterentwickelte Land im kalten Norden. Zweitrangig, Entwicklungszone. Während sein Vater also im äußersten Süden den modernsten, seiner Zeit

um Jahrhunderte voraus eilenden Beamtenstaat Europas schuf, versuchte Heinrich, den man später den Armen Heinrich nennen sollte, im Norden, dem Vorbild seines Vaters nachzueifern und eine starke Zentralgewalt zu etablieren, welche die Fürsten und die Großen des Reiches dem Willen des Herrschers unterordnen sollten.

Heinrich stieß auf den erbitterten Widerstand der Herzöge und Bischöfe, die keineswegs gewillt waren, da sich ihre Autorität noch aus den überkommenen Traditionen der einst freien germanischen Stämme herleitete, auch nur Teile ihrer Macht kampfflos abzugeben.

Friedrich, der eine Destabilisierung des Nordreiches befürchten musste, und der schon mit seinem italienischen „Zweifrontenkrieg“ einschließlich des verordneten Kreuzzuges im Heiligen Land genug zu tun hatte, gab die „unbedeutendste“ Position im Machtpoker, Deutschland nämlich, insofern auf, als er seinen eigenen Sohn zugunsten der Fürsten entmachtete. Diese Konzession war von vornherein mit einer schweren Hypothek auf die folgenden Jahrhunderte belastet, denn von nun an herrschte in Deutschland ein beinahe schrankenloser Partikularismus, der das Herausbilden einer einheitlichen, in sich ruhenden und ausgewogenen Nation nicht nur verzögerte, sondern gleichsam verhinderte.

[Dreißigjähriger Krieg]

Durch die von innerkirchlichen und ökonomischen Spannungen, aber auch durch das enorme Wohlstands- und Entwicklungsgefälle im Heiligen Römischen Reich zwischen Italien und Deutschland hervorgerufene Reformation in den Jahren nach 1525 wurde das an sich schon sehr inhomogene Reich erneut schwer erschüttert, quasi in der Mitte zerrissen. Hier wurde angebahnt, was sich knapp ein Jahrhundert später grauenhaft manifestieren sollte: der Dreißigjährige Krieg.

Meine Damen und Herren!

Auch Frankreich hatte seinen Hundertjährigen Krieg, die Jaquerie und die Pest, das ganze dramatische 14. Jahrhundert, wie Barbara Tuchman es beschreibt. Aber die damals schon geschlossene Nation überstand diese schwere Prüfung, man möchte beinahe sagen, gestärkt.

Nicht so Deutschland.

Als die Herren Kaiserlichen Sekretäre Slavata, Martinitz und Fabricius im Jahre 1618 in Prag aus den Burgfenstern des Hradschin gestürzt wurden, begann für Deutschland eine grauenhafte Leidenszeit, deren Auswirkungen sich für immer in die deutsche Seele einbrennen sollten.

16 Generationen reichen nicht aus, um diese Spuren zu tilgen. Warum Deutschland? Warum tobten sich alle wildgewordenen Völker Europas auf deutschem Boden aus? Warum wurde hier geschlachtet und gemordet, vergewaltigt, geplündert und gebrannt, was das Zeug hielt? Warum wehrte sich das Land nicht?

Die Antwort ist recht simpel: Weil es „das Land“ gar nicht gab. Weil es unendlich viele kleine und kleinste Länder in Deutschland gab, jedes mit eigener Herrschaft, jedes mit eigener Souveränität, jedes mit beinahe uneingeschränkter Hoheit und jedes – zu schwach, einzeln den marodierenden Armeen der kämpfenden Parteien Einhalt zu gebieten. Wohl gab es eine Reichsarmee. Doch diese schützte das Reich zu keiner Zeit, sondern gehörte zu dem mörderischen Chor der Kriegsparteien. Hier, meine Damen und Herren, wurde dem deutschen Michel die Seele aus

dem Leib gedroschen. Wenn Sie so wollen, verlor Deutschland an diesem Wendepunkt seiner Geschichte seine Zivilisation.

[Aufklärung]

Wenn im darauffolgenden Zeitalter der Aufklärung Deutschland von der Welt als Land der Dichter und Denker wahrgenommen wurde, als Land der Kunst und des gediegenen Handwerks, der überragenden Musik und großen Malerei – dann übersah man, dass die Wunden des Dreißigjährigen Krieges tief in der deutschen Seele keineswegs vernarbt waren.

Unter der Oberfläche kochte und brodelte der Hass und die Wut für all die erlittene Pein und Demütigung, Entrechtung und Entehrung, die einem ganzen Volk in dreißig grauenhaften Jahren angetan worden waren.

Während der napoleonischen Besatzung bekam dieser Hass noch einmal eine neue Qualität. Die Grenze des Erträglichen war definitiv erreicht, daran änderte sich auch nichts mehr angesichts der vielen durchaus begrüßenswerten Errungenschaften, welche die Franzosen mit ins Land brachten. Ich nenne hier nur den Code Napoleon.

In der Zeit der Retablierung der alten Verhältnisse begann dieses nationale Hassgefühl unter dem Mantel des Biedermannes Gift zu werden. Aufgeputzt von der Hochstimmung durch den gewonnenen Krieg gegen Frankreich 1870/71, begann sich nun dieses Gift in jenen größtenwahnsinnigen und bösartigen Nationalismus deutscher Prägung zu wandeln, der sich dann auch später gegen Polen wandte und unter dem auch Ihre Nation in der Folgezeit so furchtbar zu leiden hatte.

Mit dem gewonnenen Krieg gegen Frankreich und der fatalerweise in Versailles initiierten Reichseinigung schlug das Pendel nämlich in eine verderbliche, aggressiv-nationalistische Haltung um. Jetzt war der „misshandelte Halbstarke“ Deutschland zu Kraft gekommen, jedoch bar jeder Ausgeglichenheit und jedes erlernten verantwortungsvollen Umgangs mit dieser neu gewonnenen, enormen Kraft.

Hinzu kam, dass mit diesem sehr verspätet einsetzenden Entwicklungsprozess die globale Verteilung des Zugangs zu den Welt-Rohstoffressourcen und den internationalen Absatzmärkten bereits abgeschlossen war. Das bedeutete, dass schon zu Beginn des enormen wirtschaftlichen Aufstiegs während der Gründerzeit im ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die späte Kaiserzeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Ursachen des späteren ökonomischen und nationalen Kollapses vorprogrammiert waren.

Unter dieser Konstellation ließ sich Deutschland unter seinem in jeder Hinsicht insuffizienten Kaiser Wilhelm II. in jene unselige Koalition mit dem bereits verfaulenden Vielvölkerstaat der Habsburger Donaumonarchie hineinziehen, die dann im Jahre 1914 als Verbund der Mittelmächte nach den Schüssen von Sarajewo das große Völkerringen mit den Kräften der Triple Entente begann.

Ein verheerender und leider teilweise von purer Rachsucht geprägter Versailler Vertrag erreichte in den folgenden anderthalb Jahrzehnten das genaue Gegenteil dessen, was eigentlich beabsichtigt wurde: nämlich eine neue und friedliche Grundordnung in Europa zu etablieren.

Die aus dem Versailler Vertrag resultierenden Maßnahmen der Reparationsleistungen, Gebietsabtretungen u. ä. legten nicht nur die Grundlage für die ungeheure Not der deutschen Bevölkerung in den

Nachkriegsjahren, der Hyperinflation von Kriegsende bis 1923 und der Verschärfung der Weltwirtschaftskrise ab Oktober 1929 in Deutschland, sondern mit ihr eine stetig wachsende Verbitterung gegen den gefühlten Feind von außen und den zu Sündenböcken gestempelten „Feinden“ im Inneren.

Wie Sie wissen, meine Damen und Herren, war es diese verheerende Flut, mit der die deutschen Nationalsozialisten beinahe spielend an die Macht gespült wurden.

Hier nun endlich schien die über Jahrhunderte hinweg gequälte und gepeinigte deutsche Seele ein Podium zu finden. Hier nun schienen die Grundlagen gegeben, die gewaltigen angesammelten Kräfte zur Entfaltung bringen zu können.

Tragisch führte das deutsche Sprichwort „Einem geschenkt Gaul schaut man nichts ins Maul“ vor diesem Hintergrund ein ganzes Volk auf dem Weg in den unvermeidlichen Abgrund, in die Raserei und in den ewig unbegreiflichen Wahnsinn.

Der deutsche Nationalsozialismus, das ewige Kainsmal Ihres westlichen Nachbarn, so sagte einmal ein deutscher Philosoph, war die Regierung von Millionen Arbeitslosen durch eine Bande von Arbeitsscheuen.

Diese Bande vereinigte dann in sich all die gefährliche Arroganz und Dummheit, die Borniertheit und den Dünkel des außer Kontrolle geratenen deutschen Kleinbürgers, des sogenannten Spießers.

All diese schlechten Eigenschaften kochten nun über mit der Gewalt der erst vor wenigen Jahrzehnten erwachten Industrienation und ergossen sich brüllend nach allen Seiten über den alten Kontinent.

Wir alle kennen die furchtbaren Ergebnisse.

[[Nachkriegszeit]]

Das deutsche Volk indes, das den letzten Weltkrieg überlebte, ist - und das sollten Sie wissen - nicht mehr mit der Vorkriegsnation vergleichbar.

Die Überlebenden flüchteten sich in Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit – bloß nicht nach der Seite schauen und um Gottes willen nicht zurück!

Die Deutschen, die jetzt zwischen Oder und Rhein leben, haben in die Lebenswirklichkeit hinein gefunden und das nationalstaatliche Denken zugunsten Europas aufgegeben. Man kann sagen, dass die Deutschen nunmehr in all ihrer noch immer bestehenden „Stammesmentalität“, also in ihrer Inhomogenität in einer Zielsetzung überwiegend einig sind – nämlich in Europa aufzugehen. Jetzt zeigt sich, dass die jahrundertelange völlige Abwesenheit einer gesunden und in sich ruhenden Nationalität auch durchaus ihre positiven Seiten haben kann. Dieser mangelnde vaterländische Bezug nämlich erleichtert die Hinwendung zu dem übergeordneten Gebilde namens Europa in Deutschland ungemein.

[[Überleitung]]

Frau Erika Steinbach übrigens dürfte in Polen einen weitaus höheren Bekanntheitsgrad haben, als in Deutschland. Dort kennt sie kaum jemand. Der Bund der Vertriebenen, dessen Präsidentin Frau Steinbach ist, spielt in der öffentlichen Diskussion kaum noch eine nennenswerte Rolle. Ähnlich verhält es sich im nationalen Bewusstsein sowohl des öffentlichen als auch

des privaten Raumes. Revanchistische Meinungsäußerungen erfahren bis in private Kreise hinein eine starke Abneigung und Missbilligung, die politisch-territorialen Nachkriegsverhältnisse sind im deutschen Alltag mittlerweile nicht nur angekommen, sondern darüber hinaus – ich darf wohl sagen – zementiert.

[[Medienlandschaft]]

Das ist auch eine Folge des Wirkens der deutschen Medienlandschaft, die seit Kriegsende den Wandel der deutschen Gesellschaft begleitete und dokumentierte, aber auch nachhaltig prägte.

Diese Medienlandschaft war sich nach der Katastrophe des 20. Jahrhunderts ihrer staatstragenden Verantwortung als „Vierte Gewalt“ bewusst geworden. Sie knüpfte durchaus an die fortschrittlichen Traditionen der Weimarer Republik. Die Verhaftung des Spiegel-„Vaters“ Rudolf Augstein im Oktober 1962 wegen angeblichen Hochverrates stellte eine scharfe Reaktion eines Staates, dessen Vertreter oftmals noch immer den untergegangenen Welten verbunden waren, auf das Selbstbewusstsein der neuen, der freien Presse dar.

Wenn ich aber vorhin anführte, dass die Medien in Deutschland exakt die Entwicklung der deutschen Volksseele spiegeln, so lässt sich auch jetzt wieder ein Nachlassen der kritischen, der kämpferischen und der wachsamten Berichterstattung erkennen.

Kämpferische Journalisten, wie der heute 60-jährige ZDF-Chefredakteur Nikolaus Brender, die sich ihrem journalistischen Ethos noch immer kompromisslos verpflichtet fühlen, werden seltener. Dadurch wiederum fühlen sich manche deutsche Spitzenpolitiker ermuntert, diese mutigen Journalisten zwar unterschwellig, dafür aber nichtsdestotrotz sehr hartfäustig zu attackieren. Das geht mittlerweile soweit, dass ganze Landesrundfunkverträge in die Abhängigkeiten von Personalentscheidungen zu geraten drohen.

Auch können die Medien den Verlockungen, welche die Nähe zur Macht bietet, oft nur mit Mühe widerstehen. Es fällt einigen Journalisten insbesondere in Hinblick auf die unter der Krisenentwicklung angespannter werdende Situation auf dem Arbeitsmarkt häufig schwer, die geforderte Distanz zu den Subjekten ihrer Berichterstattung zu wahren. Diese Beobachtung lässt sich für die Berichterstattung auf jeder politischen Gestaltungsebene verifizieren.

Natürlich halten kritische und politinvestigative Magazine, wie „Kontraste“, „Monitor“ oder „Panorama“, aber auch Moderatoren wie Reinhold Beckmann die Fahnen des wachsamten Journalismus in Deutschland noch immer hoch.

Wer aber gegen den Strom schwimmt, muss nicht zuletzt mit einer Verschlechterung seiner Informationsquellen rechnen.

Ein anderer Grund ist dem Lese- und Medienkonsumverhalten der Deutschen geschuldet, der übermächtig werdenden Konkurrenz durch das Internet und der tendenziell erkennbaren Abwendung der nachrückenden Generationen vom Interesse an Kunst, Kultur und Politik.

Doch auch die Inserenten aus der Wirtschaft bilden einen nicht zu unterschätzenden Faktor, der letztendlich sogar Einfluss auf redaktionelle Beiträge nehmen kann. Eine freie und objektive Berichterstattung ist daher beinahe nur in solchen Ausnahmefällen möglich, wenn sie gegebenenfalls

autark von ökonomischen Zwängen operieren kann. Sie dürften in Polen sicherlich ähnliche Phänomene beobachten. So bildete sich in den deutschen Kommunen im Printmedienbereich ein mehr oder weniger stabiles Gleichgewicht zwischen der soziokulturellen Ausrichtung der potentiellen Leserschaft, der lokalen oder überregionalen Wirtschaft als Hauptinszenten und den politischen Kräfteverhältnissen.

Wenn Sie beispielsweise das Sortiment eines gewöhnlichen Kiosks unter die Lupe nehmen, so werden Sie feststellen, dass dieser Kiosk nichts anderes ist, als die lebendige Visitenkarte des von ihm versorgten Wohnviertels. Er spiegelt deutlich die Interessenlage seines Kundenkreises wieder.

Demzufolge wird man in durchschnittlichen Wohngebieten eine geringe Anzahl von Vertretern des hochniveaugen Segmentes wie die Frankfurter Allgemeine, die Süddeutsche, den Münchner Merkur oder das Wochenmagazin „Die Zeit“ finden. Alle genannten Blätter sind übrigens Vertreter des bürgerlich-konservativen Lagers.

Auch überregionale Meinungsbildner wie die Neue Osnabrücker Zeitung, die Frankfurter Rundschau oder die Berliner Zeitung, die ihren edukativen Auftrag noch sehr ernst nehmen, sind eher selten vertreten.

An tagesaktuellen Zeitungen sind daher die zur regionalen Nachrichten-Versorgung konzipierten Tageszeitungen, wie sie im Land Brandenburg beispielsweise von der Märkischen Allgemeinen und der Lausitzer Rundschau repräsentiert werden, eher dominant.

Überdurchschnittlichen Abkauf jedoch erfahren nach wie vor die der Boulevardpresse zuneigenden und reichlich gebildeten Gazetten, die angeführt von Blättern wie BILD oder der Berliner BZ Information sensationsheischend und marktschreierisch an den Mann und die Frau bringen.

[[Phänotyp der Medien]]

Deren Rezept baut auf der simplen Erkenntnis auf, dass wenige Cent von Millionen Deutschen tagtäglich ausgegeben in der Summe ein Milliarden-Geschäft sind. Die wenigen Cent aber werden vom Durchschnittskäufer kaum wahrgenommen. Dafür bekommt er ein Kondensat an Information, meist in jeder Hinsicht oberflächlich angeboten. Die üppige Bebilderung lenkt bei diesen Presseerzeugnissen von einer oft aberwitzigen Grammatik und einem noch übleren Sprachstil ab.

Die hier protektionierte Verflachung des Gebrauchs der Sprache, des Hauptmittels der zwischenmenschlichen Kommunikation, kommt dem natürlichen menschlichen Drang zur Rasenlatscherei gewinnträchtig entgegen.

Leider muss man feststellen, dass diese Konzession an die allgemeine Vernachlässigung, sowohl bezüglich der Sprache, als auch des Stils bis mitunter sogar die Qualität der Recherche betreffend, ausgehend von den privaten Medien mittlerweile auch bei den öffentlich-rechtlichen Medien angekommen ist. Es gibt nur noch sehr wenige Formate, die sich den traditionellen Werten verpflichtet fühlen. Hinzu kommt eine geradezu dramatische Negativ-Entwicklung im Personalbereich der Medien, von denen auch und gerade viele qualifizierte Lektorenstellen betroffen sind. Sie können sich leicht vorstellen, welche verheerenden Auswirkungen diese Tendenz auf die Qualität der dargebotenen Informationen hat. Es sieht also so aus, als hätte sich die edukative Stoßrichtung umgekehrt. Nicht länger geben die Medien das Leitbild eines sauberen Umgangs mit der

Kommunikation, sondern das Volk mit seinem Hang zur Verhöhnung und Verflächung kommunikativer Ausdrucksformen gibt den Medien über das Mittel des Abkaufs vor, wie diese sich zu artikulieren haben. Um der Quoten und damit um der Gewinnspanne willen, vollführen viele Medien diesen unseligen Kotau.

Unsägliche Stil- und Sprachelemente, die noch vor vierzig Jahren Proteststürme in den Redaktionen ausgelöst hätten, bekommen heute nur noch sehr Wenige mit, wie beispielsweise der Spiegel-Redakteur Bastian Sick, der allerdings mit der literarischen Verwertung dieses Prozesses zum Bestseller-Autor avancierte. Dennoch scheint dieser Weg der medialen Oberflächlichkeit und kommunikativen Schlampigkeit unumkehrbar. Zu sehr kommt er dem Konsumenten in seinem natürlichen Wesen entgegen.

Auf diese Weise schaffte BILD übrigens den Weg zu beinahe unbeschränkter medialer Macht, die selbst bis in die Spitzen der Regierung und Wirtschaft respektiert wird. Am Beispiel BILDs erleben wir am Deutlichsten die gegenseitige Manipulation von Medien und Konsumenten, die sich nicht unbedingt vorteilsbehaftet gestaltet. In Frankreich werden solche Prozesse ebenfalls beobachtet. Hier aber können Sie deutlich ablesen, wie eine Nation mit einem gesunden Nationalbewusstsein die Sprache als wichtiges Kulturgut mit Verve und Courage verteidigt. Der exzessive Gebrauch von Anglizismen beispielsweise, die teilweise reine deutsche Phantasieprodukte sind, wären in Paris undenkbar. In Deutschland sind sie Normalität und sie fallen beinahe niemandem mehr auf.

Übrigens können Sie genau an dieser zunehmenden Masse an englischen und pseudoenglischen Vokabeln, sowohl in der deutschen Alltags- als auch in der deutschen Mediensprache, etwas sehr deutlich ablesen: Das gesplante und distanzierte Verhältnis nämlich, das die deutsche Volksseele seit Jahrhunderten zu sich selbst hat. Würde diese Indikatorfunktion in den vergangenen Jahrhunderten von den Sprachen Latein und Französisch erfüllt, so griff nach dem letzten Krieg das Englische exzessiv um sich. Es scheint ein Ausdruck nationaler Minderwertigkeitskomplexe zu sein, der sich in diesen sublimen Dynamiken spiegelt. Bis in die heutigen Tage der Berliner Republik scheint dieser Prozess des nationalen Selbstwertzweifels in seiner Immanenz noch immer nicht vollständig überwunden zu sein.

Dennoch – bei aller vorgetragenen Oberflächlichkeit – eines unterscheidet selbst die deutsche Yellow-Press von vielen europäischen Blättern gleicher Ausrichtung. Wie ein roter Faden durchzieht beinahe jedes deutsche Blatt ein deutlicher Impetus, ihre Berichterstattung bei aller plakativen Darstellungssucht nach den Maßgaben der political correctness auszurichten. Eine Menschen oder Nationen abwertende Darstellung verbietet sich und ist mit einem deutschlandweiten und auch befolgten Tabu belegt. Selbst in den aktuellen Berichten zu den ungeheuerlichen Verbrechen von Amstetten (Österreich) und Winnenden (Schwaben) werden Sie in keinem seriösen und halbseriösen Medium eine andere als bis ins Detail korrekte Formulierung finden. Das geht schon hin bis zu einer gewissen Sterilität und Monotonie, die peinlich bemüht ist, vitalere, dafür jedoch unsichere Wendungen des Ausdrucks zu vermeiden. Die Folge ist ein oftmals verstaubt und hölzern anmutender Vortrag zu aktuellen Geschehnissen.

[[Politik]]

Insgesamt lässt sich feststellen, dass ein gewisser überparteilicher Konsens im deutschen Medienbetrieb zu der generellen Richtung herrscht, die für Deutschland in Hinblick auf die europäische Integration für wünschenswert gehalten wird. Dieser Konsens ist einer der Garanten dafür, dass das gesamte

Spektrum der zivilisierten Presse und Rundfunkmedien fördernd und unterstützend auf die aktuelle Orientierung hin nach Europa reagiert. Diese Haltung teilen übrigens die Vertreter aller demokratischen Richtungen von der bürgerlichen Presse bis zu den linksorientierten Medien.

Nur rechtsextreme Blätter machen davon eine Ausnahme. Die wenigen Blätter, die noch ultrarechtes Gedankengut verbreiten, oder die Deutsche Wehrmacht verherrlichen, führen jedoch in der deutschen Medienrealität ein Schattendasein, wie überhaupt ihre Apologeten, die rechtsextremen Parteien sich kaum Hoffnungen machen sollten, in der politischen Gegenwart eine maßgebliche oder entscheidungsfindende Rolle zu spielen. Bezüglich des Widerstandes gegen Ewiggestrige kann man die deutsche Medienlandschaft als ausgezeichnet positioniert und aufgestellt würdigen. In Hinblick auf ein Zusammenrücken mit den polnischen Nachbarn weg von national fixierten Strukturen hin zu europäischem Regionaldenken leistet der Landessender der ARD, der Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb), Pionierarbeit. Mit seinem wöchentlichen deutsch-polnischen Gemeinschaftsformat „Kowalski trifft Schmidt“ schlägt er geistige und kulturelle Brücken über die Oder im Sinne eines ungezwungenen und herzlichen Umgangs miteinander. Berichte von Studenten, die an einem Ufer der Oder wohnen und am anderen studieren, wie in Frankfurt, oder die hüben wohnen und drüben arbeiten, wie in Görlitz, mehren sich, ebenso, wie Reportagen über eine enge Zusammenarbeit auf Behördenebene und gemeinschaftlich Projekte verschiedener Organisationen. Allerdings wage ich keine Prognosen darüber anzustellen, welche Auswirkungen eine Verschärfung der ökonomischen Gesamtsituation im Zuge der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise auf die Menschen haben wird. Insofern ist es äußerst wichtig, bestehende freundschaftliche Verhältnisse so zu verankern, dass erneute Versuche, die Nationen und Nationalitäten gegeneinander aufzuhetzen, von vornherein zum Scheitern verurteilt sind.

Einen weiteren Hinweis auf diese positive Entwicklung glaube ich in dem Umstand zu erkennen, dass die erste Zeile der polnischen Nationalhymne, der stolzesten und wohl sympathischsten Nationalhymne dieser Welt, „Jeszcze Polska nie zginela“, in ihrer deutschen Übersetzung zum geflügelten Wort, also zum Teil des positiv besetzten kollektiven Unterbewusstseins geworden ist. Man hört es oft in Situationen, wenn Deutsche unbeirrt an die Lösung einer schwierigen Aufgabe gehen, die im Vorfeld kaum zu bewältigen scheint oder gar zu scheitern droht. Den wenigsten Deutschen ist zwar in diesem Augenblick bewusst, was sie da zitieren. Dennoch klingt eine große zupackende, jeder Resignation abschwörende Zuversicht in den unsterblichen Worten: Noch ist Polen nicht verloren! Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und vor allem für die große Ehre, die mir gestattete vor Ihnen sprechen zu dürfen. Dziękuję serdecznie!



Dankesurkunde in polnischer und deutscher Sprache

## Lann unner för Plattdüütsch

### Sprachtagung in Templin

von Michael L. Hübner

Vor noch zwei Generationen war Platt auch in der märkischen Zauche und im Havelland bei den Alten Verkehrs- und Umgangssprache. Doch seit der Reformation mit ihrem Einzug des Kanzleisächsischen galt die Niederdeutsche Sprache als unfein, den unteren gesellschaftlichen Schichten zugehörig. Selbst die sie sprachen, verurteilten sie zum Tode. Denn schließlich sollte man ihren Kindern nicht gleich anmerken, welchen Standes und welcher Herkunft sie wären. Und so verschwand das Platt sukzessive aus dem mitteldeutschen Raum und selbst an der Waterkant kämpfte es ums Überleben.

Nun, im Zeitalter der europäischen Regionen und des aussterbenden Nationalismus besinnt man sich wieder auf die alten Schätze wie auf einen alten Brennabor, den man zufällig unter Ballen von Heu und Stroh unter Großvaters Tenne entdeckt hat. Do stoat dat Prachtstück. Avers nu kiek man tau, dat et wedder lopen duat! Mok man. Billich wierd dat nich. Sie sehen, wir schwenken aufs Platt um. Fällt uns gar nicht schwer. Aber da stehen wir zumindest in unserer Region so ziemlich alleine. Die Revitalisierungswelle kämpft sich mühsam von der Küste her wieder auf ihre alte ik/ich-Grenze zu, die zwischen Fläming und Mütterchen Elbe verlief.

Am Sonntag, dem 18. April 2009 kam sie zaghaft und wenigstens temporär in dem uckermärkischen Städtchen Templin an. Einige norddeutsche Vereine und der Brandenburgische Kulturbund trafen sich zu einer Tagung zur Rettung der niederdeutschen Sprache. Vielleicht hätte man sich doch lieber in der Landeshauptstadt austauschen sollte, damit das brandenburgische Kultusministerium den Handlungsbedarf erkennt. Denn noch wird vehement bestritten, dass es in Brandenburg noch etwas gibt, was man retten könne. Sie verstehen: der Dodo, der Tasmanische Beuteltiger, der Plattdüütsche...

Aber das ist ja nicht wahr. Wenn die Bewusstseinslage noch dünn ist, dann muß man ihr eben auf die Sprünge helfen. Das geht auch in denen Städten, Dörfern und Amtssitzen. Dann fertigen wir eben jedes Verkehrsschild, jeden Amtshinweis, jedes Prospekt zweisprachig an. Jeder Touristenführer wird um einen plattdüütschen Teil ergänzt. Dann fliegt dafür eben slowenisch raus. Das kostet? Natürlich kostet es. Aber es ist wie überall. Man muß wissen, was man will.

In Norddeutschland sind reetgedeckte Häuser Zeichen von Heimat und regionalem Bezug? Schilfdeckung ist teuer? Aber die Leute bezahlen es doch. Denn die Heimat ist ihnen wichtig, ist es ihnen den Einsatz wert. Denn dann heben sie sich ab von den anderen – und das wollen sie doch alle. Verfehlt ist es, die kleinen Kinder zum Lernen des Plattdüütschen nur über das Argument zu animieren, „...dann könnt ihr euch mit euren Großeltern unterhalten, ohne dass euch die Eltern verstehen“. Dieses Lockmittel ist in ein paar Jahren erledigt. Nein, sagt Ihnen, dass das Platt ihr Erbe ist. Damit können sie sich distinguieren, Gruppenidentität aufbauen. Da brauchen sie keine bescheuerten Szenen-Edelklamotten, amerikanische Ghettokultur, getragen von Pimpfen, die noch nie in Amerika waren. Keine abartigen Basecaps auf dem Kopf, sondern ein bisschen Hirnschmalz im selbigen. Basecaps haben hier keine Wurzeln – Platt schon. Leider gelang es den Tagungsteilnehmern nicht, ein verwertbares Ziel zu erreichen. Zwei Referate – davon nur eines, wie es sich auf solch einem Symposium gehört – in Platt! Das andere – trockene, wissenschaftliche Statistik zum Gähnen, in fehlerfreiem – Hochdeutsch. Platt ist vom Herzen und braucht Herz. Es

braucht Liebende, Glühende. Leute, die auch in der Mittagspause am Tische sitzend und ihre Suppe löffelnd, platt reden. Ein einziger, nur ein einziger Tisch tat dies. Was soll das für ein Plattdeutschen-Forum sein? Es ist ja, als würden die Teilnehmer eines Esperanto-Kongresses alle deutsch, englisch, spanisch und russisch parlieren! Da fängt es nämlich an. Und welche Begeisterung wollen die Freunde dieser Sprache vermitteln, wenn es ihnen selbst an ebenjener gebricht.

Eine ähnlich enttäuschende Erfahrung musste der aus Bremen angereiste Sprachwissenschaftler Dr. Reinhard Goltz machen, der den Bundesrat für die Niederdeutschen vertrat. Er forderte die Gründung eines Dachverbandes, dem sämtliche Informationen aller Aktivitäten der einzelnen Mitglieder zufließen und der alle Bemühungen synergetisch bündeln kann. Ein solcher Dachverband könnte denn auch gegenüber den Ministerien machtvoller auftreten, wenn es um die Umsetzung der oben angedachten Maßnahmen ginge, wenn es europäische Förderungen oder gesetzlichen Schutz einzuklagen gälte, wenn es um die Durchsetzung des fakultativen, plattdüütschen Unterrichts zu tun wäre. Die Gelegenheit zu Templin war günstig, einen solchen vernünftigen Dachverband gleich vor Ort aus der Taufe zu heben. Sie wurde verpasst, vertrieft und verschlafen. So rettet man keinen Tasmanischen Beuteltiger und keine im Sterben begriffene Sprache. Das ist sehr schade und wir befürchten beinahe, jede verpasste Möglichkeit ist ein weiterer Nagel im Sarg der schönsten und gefühlvollsten aller deutschen Sprachen. Hol doch dat de schwatte Düwel! Dat doch de Lüüd bloot man upwaken wullten!

## Neujahr 2009

B. St. Fjollfross

Der Abend des Neujahrstages des Jahres 2009 ist angebrochen. Noch vor vierundzwanzig Stunden durchzuckten Blitze und explodierende bunte Raketen den eiskalten Nachthimmel. Die Palästinenser im Gaza-Streifen würden wohl gern auf ein solches Feuerwerk verzichten, welches ihnen die israelische Luftwaffe auf drängendes Betreiben der Hamas seit Wochen beschert. Veteranen des zweiten Weltkrieges werden das Pfeifen und Jaulen, das Knallen und das Geböller ebenfalls in einen ziemlich unangenehmen Kontext stellen. Von der unwissenden Kreatur ganz zu schweigen – doch die Belange seiner tierischen Mitgeschöpfe scheint ja der Krone der Evolution schon immer scheißegal gewesen zu sein.

Was aber ist mit den eigenen Belangen. Im Allgemeinen erwartet man für das Jahr 2009 die schlimmste Krise seit 1929. Es wird eine grauenhafte Erfahrung – will man also mit dem Geknalte die Geister dieser drohenden Existenzvernichtungswelle vertreiben? Dann dürften Raketen und Böller die untauglichsten Mittel sein. Es waren sicher auch nicht diese Art von Geistern, welche die alten Chinesen im Sinne hatten, als sie die Tradition der Silvesterballerei ins unglückliche Leben riefen. Und wenn, wer von denen Proleten wüsste überhaupt über diese Hintergründe Bescheid, wenn sie Hunderte von Euros für diesen Quatsch ausgeben. Viele von ihnen werden sich spätestens im Sommer noch des Öfteren schmerzlichst an diese Euros erinnern und sich wünschen, sie hätten sie nicht in den ersten Stunden des Jahres sinnlos verpuffen lassen.

Wie dem auch sei. Am 1. Oktober letzten Jahres feierten die Juden Rosch ha-Schana und wechselten ins Jahr 5769. Kaum einer hat's gemerkt und niemand machte deswegen Remmidemmi. Am 14. Januar feiert die russische Orthodoxie – mit Sicherheit ganz beschaulich. Elf Tage später, am 25.

Januar wendet sich das chinesische Jahr der Erde-Ratte des 78. Zyklus zum Jahr des Erde-Büffels. Wird irgendein deutscher Proll dieses Ereignis zum Anlass nehmen, die Sau raus zu lassen? Er würde vielleicht, wenn er um dieses Geschehen wüsste. Tut er aber nicht. Und es geht ja auch nicht um den kalendarischen Jahreswechsel. Es geht um das Lärmen und Grölen, um den willkommenen und staatlich sanktionierten Anlass sich zu besaufen.

Nun, wie es Freddie Finton jedes Jahr von der alten Dame zu hören bekommt: The same procedure as ever year, James.

---

## Nikolaus in Hohenstücken

### Hohenstückener Bürgerhaus richtet Nikolausfest aus

(hüb).

Der Nikolaus war heuer im Bürgerhaus Hohenstücken überpünktlich. Bereits am Nachmittag des 27.11. begegnete man ihm im Herzen des jüngsten Brandenburger Neubaubezirkes. Das Anliegen des bei den Kindern beliebtesten Heiligen aus Myra wurde von verschiedenen Vereinen unterstützt, die im Bürgerhaus beheimatet sind und auch teilweise im Rahmen des Projektes „Die Soziale Stadt“ arbeiten. So waren die Neuen Zeiten und auch der Club am Turm vertreten. Am Stand des Frauen- und Familienzentrums konnten die Kinder ihrer Kreativität freien Lauf lassen und Weihnachtsschmuck nach eigenen Vorstellungen basteln. Nordika Kleinschmidt vom Anwohnertreff half den Kleinen beim Gestalten eines Wunschzettels. Der übergroße Briefkasten für die zumeist gemalten Briefe an den Weihnachtsmann stand dann auch gleich neben dem Maltisch. Der Drei-Euro-Verein und die ansässige Zweigstelle der Fouque-Bibliothek engagierten sich ebenfalls gerade für die jüngsten Besucher. Während die Zeitungsleute vom Hohenstückener Boulevardblatt ein Preis-Minikegeln anboten, lasen die Bibliothekarinnen Cornelia Miksch und Nadin Sternberg als Weihnachtsgel großen Kinderaugen aus der Märchenwelt vor und verbanden das Ganze mit einem Märchenraten für kleine und große Zuhörer. Von außerhalb kamen der Volkschor Brandenburg an der Havel, der unter Leitung Wolfgang Kusior Weihnachtslieder vortrug und so einer vorweihnachtlichen Atmosphäre Gestalt verlieh. Einen eigenen Stand hatten auch die Schüler und Schülerinnen der Fachschule für Sozialwesen im europäischen Bildungswerk, die ihre Zelte unmittelbar neben dem gestiefelten Kater aufschlugen, der diesmal gemeinsam mit Frau Holle namens der städtischen BAS Präsenz zeigte. Bezüglich der wunderbaren Ausgestaltung des Festes wäre ihm eine weitaus größere Resonanz zu wünschen gewesen.

---

## Philosoph am Dirigentenpult

### Michael Helmraht ist Chefdirigent der Brandenburger Symphoniker

Michael L. Hübner

Seit 1999 strahlt einer der hellsten Sterne am deutschen Dirigentenpult über Brandenburg an der Havel. Dabei plante der spätere Generalmusikdirektor Michael Helmraht, der 1954 in Wuppertal-Elberfeld geboren wurde, anfangs gar keine musikalische Laufbahn. Lehrer wollte er werden, für Deutsch und Philosophie. Diese Fächer lagen ihm.



Das mit der Musik kam so eher zufällig. Wuppertal hatte ein wunderbares Sinfonieorchester. Wenn der junge Michael Helmraht dessen Aufführungen besuchte, dann tat sich vor seinen Augen und Ohren eine faszinierende Welt auf. Da saßen die Musiker im magischen Halbdunkel ihres Orchestergrabens und von dort hervor erschallten die Töne und Klangfarben, zu denen sich der Junge hingezogen fühlte. Was Wunder, in der Familie stand man der Musik schon seit einigen Generationen sehr nahe.

Der Großvater war Bassist an der Oper der schlesischen Metropole Breslau, die Mutter hatte dort ebenfalls ein Engagement. Das hieß aber nicht notwendigerweise, dass man den jüngsten Spross der Sippe gleichfalls zur Musik verpflichtete. Das tat man erst im obligatorischen Schulorchester, in dem man Michael eine Oboe in die Hand drückte. Auch deren Zauber konnte sich Jung-Helmraht nicht entziehen. Dieses Holzblasinstrument mit dem weichen, sanft quakenden Ton wurde fortan sein ständiger Begleiter. „Wussten Sie, dass ein Oboist seine Mundstücke, oder wie der Fachmann sagt: sein „Rohr“, selbst fertigt?“ fragt Helmraht schelmisch lächelnd. Wie bitte? Der Musiker ein Drechsler, Tischler, Schnitzer? „Bevor man ordentlich Oboe spielt, hat man bereits einen Wäschekorb voller Rohre hergestellt.“

Das meiste davon ist Murks. Ein Rohr schnitzen ist so eine filigrane Feinarbeit. Mit dem Rohr nämlich bringt man das Instrument zum Klingen oder zum Schweigen.“ Leider kann er seine Oboe nicht mehr zeigen, nicht mehr auf ihr vorspielen. „Die ist jetzt in Japan.“ Dem japanischen Käufer hatte der eingravierte Name des späteren Dirigenten sehr imponiert. Nun, Helmraht hätte jetzt auch keine Verwendung mehr für das gute Stück, denn seit langem schon hat er das Instrument mit dem Dirigentenstab vertauscht.

Als man ihn jedoch damals zur Bundeswehr einzog, in das Stabs-Musikkorps in Siegburg nämlich, da stattete man ihn mit einer Lyra aus. Diese entsprach nun nicht der saitenbespannten Erfindung des Götterboten Hermes, welche dieser seinem Bruder Apollon verehrte. Vielmehr zählt dieses Instrument im Militär zu den Vertretern der Glockenspiele.

Während der Soldat Helmraht also fleißig seine Klangplatten anschlug, musste ein Auge immer der marschierenden Truppe gehören. Sonst konnte es geschehen, dass der Lyra-Spieler plötzlich ganz woanders hin lief als der Rest der Kompanie. Eine gute Übung für kommende Zeiten, denn obwohl noch mit seiner Oboe verhandelt, sah ihn doch die Vorsehung bereits am Dirigentenpulte stehen, einem Platze also, von dem aus er neben der Partitur auch gleich noch das gesamte Orchester im Blick haben musste. Noch aber studierte er in Köln sein Fach Oboe und sah nur ab und an bei

der Dirigentenklasse vorbei. Helmrath wollte nun mal Orchestermusiker werden. Bezüglich seines späteren Werdeganges war das haargenau die richtige Entscheidung. Denn ein Dirigent, der frisch von der Schule kommt und ein Orchester nicht von innen heraus kennt, steht schon mit einem Bein auf verlorenem Posten.

Das Studium neigte sich seinem Ende zu, da erblickte Helmrath in einer Fachzeitschrift ein Inserat, mit der das Orchester Gelsenkirchen einen Solo-Oboisten suchte. „Na ja, schau dir mal an, wie so ein Vorspielen abläuft. Kannst du später mal gebrauchen“, dachte sich Helmrath und fuhr hin. Er spielte vor – und hatte den Job. Veni, Praeludi, Vici – die ganze gut vorbereitete und teilweise auch exquisite Konkurrenz hinter sich lassend. Ein Wesenszug dieses Michael Helmrath – ein unverkrampfter Könnler, hoch gebildet, voller Witz Geschmack und Esprit und doch in sich ruhend. Ein echter Renaissance-Mensch eben.

Nun hatte er also seinen ersten Vertrag. Abschluss hin oder her! Den macht man sowieso nur um sich auf eine Stelle bewerben zu können. Und die hatte er ja jetzt inne. Es dauerte gar nicht lange, da wurde die Stelle des Solo-Oboisten bei den Münchner Philharmonikern ausgeschrieben. Sergiu Celibidache stand dem Klangkörper vor. Und wieder: „Fährst mal hin. Tust du es nicht, ärgerst du dich später...“ Helmrath fuhr, spielte vor und war frisch gebackener Philharmoniker. Der weltberühmte Celibidache wurde bald auf den jungen Holzbläser aufmerksam, diesen Mann, der Musik nicht einfach nur spielt, sondern mit philosophischem Respekt erschließt. Aber da war noch mehr. Der blitzgescheite Helmrath hatte Führungsqualitäten und das Zeug zum Dirigenten.

Auch das erkannte Celibidache. Viele von Celibidaches Anschauungen gingen auf seinen Schüler Helmrath über, so die Auffassung, Musik sei eine Sache, die „im Augenblick der Entstehung“ lebe und sich nur bedingt zum Konservieren eigne. Auch die Liebe zur japanischen Hochkultur teilten die beiden. Celibidache förderte Helmrath, der alsbald Einladungen zu Orchestern mit großen und weltläufigen Namen erhielt. Der Nachwuchsdirigent assistierte Männern wie Yehudi Menuhin und Leonard Bernstein.

Diese Aktivitäten wirkten sich multiplikatorisch auf den weiteren Werdegang des aufgehenden Musikersterns Helmrath aus. Als 43jähriger übernahm er die Leitung der Dresdner Sinfoniker, mit denen er seither vorwiegend zeitgenössische Musik zur Aufführung bringt. Zwei Jahre später dann kam er als Chefdirigent nach Brandenburg an der Havel.

Ein brillantes Orchester und ein hervorragender Dirigent trafen aufeinander. Für die Brandenburger Musiker ein Glücksfall, denn ihr Chefdirigent sieht in jedem einzelnen Orchestermitglied eine starke Persönlichkeit und einen selbständigen Charakter mit eigenen Vorstellungen von Interpretation und Gestaltung eines Werkes.

Er, der seit 2006 selbst das Fach „Dirigieren“ an der Berliner Musikhochschule „Hanns Eisler“ lehrt, begreift sich als Primus inter pares, führt durchdacht und überlegt und spielt nicht den zweiten Karajan.

Sein Konzept hat Erfolg, denn schon 2002 nominierte die Zeitschrift „Opernwelt“ den Brandenburger Klangkörper zum „Orchester des Jahres“. Mittlerweile dürfte kein Zweifel mehr daran bestehen, dass dieses Gespann, die Brandenburger Symphoniker und ihr Dirigent, der Kulturrexportschlagere Nummer eins der Chur- und Hauptstadt ist. Beide zusammen bilden ein international bekanntes und geschätztes Ensemble, mit dem die Stadt Brandenburg sich zu Recht schmücken kann.

## Speaker's Corner auf dem Neustadt Markt

### Wolfgang Rudolph erinnert sich

Michael L. Hübner

„Die Wende ist kein Thema mehr in den Köpfen der Leute. Sie haben andere Sorgen, andere Probleme.“ Dabei war diese Zeit hochdramatisch. Sie schnitt in Biographien ein, veränderte sie nachhaltig. „Wie nahe ich einer persönlichen Katastrophe war, habe ich erst 1994 erfahren“, sagt der 64 Jahre alte stadtbekanntes Puppenspieler Wolfgang Rudolph. Das Stöbern in seiner Stasi-Akte förderte eine kleine Karteikarte mit der Nummer #314 zutage. Man erklärte ihm, diese Karte belege, dass seine Internierung in ein Isolationslager geplant war. Es läuft einem heiß und kalt den Rücken runter. Wer das Ministerium für Staatssicherheit kannte, der wusste genau: die meinten das sehr, sehr ernst. Da stand man am Abgrund und hat es gar nicht gemerkt. Es ist ein bisschen wie mit dem Reiter vom Bodensee.

Die Staatssicherheit hatte nicht umsonst ein Auge auf den damaligen Krankenpfleger geworfen. Der in Brandenburg Aufgewachsene hatte an der EOS sein Abitur abgelegt und schon damals zeigte er nicht allzuviel Bereitschaft mit der neuen Staatsmacht zu kooperieren. Die Wehrpflicht war zwar noch nicht wieder eingeführt, doch bedrängte man die Jugend bereits, wieder unter die Fahne zu eilen. Dabei hatte es noch wenige Jahre



zuvor geheißenen: Kein Deutscher soll jemals wieder eine Waffe in die Hände nehmen. Wolfgang blieb standhaft bei seinem Nein. Dieses Nein halte dem Musterungskommando in Köpenick entgegen, als die Wehrpflicht eingeführt war. „Herzlichen Glückwunsch – wir ziehen Sie dann im Herbst!“ raunzten ihn die Offiziere des Arbeiter- und Bauernstaates an. „Macht doch! Ich gehe nicht“, dachte Rudolph. Es waren trotzdem bange Zeiten. „Vor dem Musterungskommando die große Klappe haben ist eines“, sagt er versonnen. „Wenn's dann aber ernst wird und der Gestellungsbefehl liegt im Briefkasten, was macht man dann?“

Das Gefängnis vor Augen, harrte Rudolph der Dinge, die da kommen sollten. Nichts kam. Rudolph hatte Glück. Das Glück des Mutigen. Theologie wollte er zwar studieren, fing dann aber als Hilfspfleger im Krankenhaus in der Hochstraße an. Im Laufe der Jahre qualifizierte er sich zum Pfleger, gar zum Lehrbeauftragten. „Wer einen eigenen Kopf besitzt, der sollte ihn auch gebrauchen!“ Unter anderem das vermittelte er seinen Lernschwestern. Eine solche Haltung machte ihn bei der Staatsmacht auch nicht gerade beliebter, denn die wollte ja der Kopf für alle sein. 1987 nahm er dann noch beim Olof-Palme-Friedensmarsch teil. Das war ein internationales Projekt. Die friedliebende und unablässig für den Weltfrieden trommelnde Sozialistische

Einheitspartei konnte sich einem solchen Engagement schlecht entziehen, wie sehr es sie auch wurmen mochte. „Die Hand, die du nicht abschlagen kannst, sollst du schütteln“, dachte sich die Partei. Also stellte sie auch einen Marschblock, der dann die dreitägige Strecke zwischen den ehemaligen Konzentrationslagern Ravensbrück und Oranienburg-Sachsenhausen mit den Christen gemeinsam zurücklegte. Diese trugen auch Transparente, auf denen sie „Friedenserziehung statt Wehrkunde“ forderten. Das war für die Genossen hart an der Grenze des Erträglichen. Nach dem Abschluss des Marsches wurden die Christen dann auch sehr bestimmt von Erich Mielkes Prätorianern aufgefordert, nunmehr ihre Transparente zu entfernen, die sie lange genug spazieren geführt hätten. Mit Schalk in den Augen erzählt Rudolph, wie sie dann mit der Berliner S-Bahn nach Hause gefahren seien und wie sie die Plakate in die S-Bahn-Fenster gestellt hatten. Durch ganz Ostberlin seien sie damit gekommen. Na siehste!

Zwei Jahre später lag das politische Modell ‚DDR‘ dann am Boden. In Brandenburg an der Havel sprang der Wendefunke erst etwas später über. Rudolph, der schon immer bei allen kirchlichen Aktivitäten rege dabei war, ergriff auch jetzt sein gottgegebenes Bürgerrecht auf Einmischung und schloss sich dem Neuen Forum an. Eine Demonstration hatten sie angemeldet. Die sollte vom Steintorturm durch die Stadt bis auf den Puschkinplatz führen. Die Volkspolizei genehmigte aus verkehrstechnischen Gründen gerade mal die Steinstraße und den Neustadt Markt. 10.000 Demonstranten hatten sich dann auf dem Platz versammelt, der seit Kriegsende leer vor sich hin gähnte.

Nun kam Leben in Brandenburgs Herz. Ein Hauch von Speaker's Corner. Von der Ladefläche eines LKW aus durfte jeder, der etwas Substantielles beizutragen hatte, eine Rede an das Volk halten. Rudolph gehörte zu den Moderatoren. Auch der Erste Sekretär der SED-Kreisleitung, Winfried Mitzlaff, meldete sich zu Wort. Er wollte jetzt mit den Demonstranten gemeinsam die Wende gestalten und palaverte sich in Rage. Unbemerkt von dem verhinderten Tribun krepelten einige Zuhörer bereits die Ärmel hoch. Rudolph sah's und wollte den bereits weit über seine Redezeit agitierenden Funktionär bremsen. Doch der war gerade so schön in Fahrt. Also drehte Rudolph ihm das Mikrophon ab und beugte damit möglicherweise einigen unangenehmen Entwicklungen vor. Der Redner fand es schade: Er hätte doch so gerne mit der finster dreinblickenden Bevölkerung ‚die Wende gestaltet‘. Diese grandiose Chuzpe ist dem Puppenspieler noch so gegenwärtig, als wäre es gestern gewesen.

Rudolph aber beteiligte sich weiterhin an den Arbeitskreisen des Neuen Forums. Man träumte, man wob in beinahe grenzenloser Naivität an schönen Zukunftsperspektiven. „Nein, die Mauer wollten wir vorerst nicht niederreißen“, gesteht er. „Uns schwebte ein neues Modell der DDR vor, das sich wirtschaftlich erholen und dann der Bundesrepublik auf Augenhöhe begegnen sollte. Dann hätte man über Themen wie die Wiedervereinigung reden können. Was waren wir naiv!“ Er schüttelt den Kopf. „Wir hatten ja keine Ahnung, wie schlimm das wirklich alles aussah.“ Was denn mit den ganzen Ideen, Vorschlägen und Gedanken passieren sollte, die in den Arbeitskreisen zusammengetragen wurden. „Die haben wir gesammelt. Und wenn irgendwann einer von uns in eine maßgebliche Position gelangt wäre, na, dann hätte man daran gehen können, sie zu realisieren.“ Rudolph leitete im übrigen den Arbeitskreis für Volksbildung. „Davon hatte ich keine Ahnung. War schließlich kein Pädagoge. Aber die Lehrer, die da mit drin saßen, das war teilweise noch die alte Garde. ‚Wir lassen unsere Kinder nicht von euch kaputt machen‘ tönnten die noch. Aber auch das ging vorbei. Die DDR wurde der Bundesrepublik angeschlossen, das neuen Staatssystem bald erfolgreich etabliert. Die schönen, bunten Traumblasen aus der Wendezeit zerplatzten eine nach der anderen. Kurz nach der Wende

wollte man den damaligen Mittvierziger noch zur Mitarbeit in einer Wehrdienstverweigerer-Kommission ermuntern. Rudolph lehnte ab. Nicht, dass ihm die Möglichkeit der Verweigerung des Waffendienstes aufgestoßen hätte. Ganz im Gegenteil! Dass man aber die spottbillige Arbeitskraft Hunderttausender Zivildienstleistender als Wirtschaftsfaktor schon fest integriert hatte, das ging ihm gegen den Strich. Das war nicht Sinn der Sache. Da blieb er sich treu. So, wie er sich sein ganzes Leben treu geblieben war – der Krankenpfleger und Puppenspieler Wolfgang Rudolph.

---

## S'brennt, Brieder, s'brennt

### 70 Jahre Reichspogromnacht

Michael L. Hübner

„S'brennt, Brieder, s'brennt!“ rief der große jiddische Poet Mordechaj Gebirtig aus Krakau verzweifelt, „Brieder, s'Shtetl brennt!“. Vor siebzig Jahren begann dieser Brand in den Herzen deutscher Städte, in der Mitte der deutschen Kultur und Zivilisation. Er begann, als von denen, die Andersdenkende so gerne als „entartet“ bezeichneten, deutsche Synagogen und jüdische Gemeindehäuser in Flammen aufgingen, Schaufensterscheiben jüdischer Geschäfte unter den Tritten von SA-Stiefeln zerbrachen, Juden aus ihren Häusern geschleift und schwer misshandelt wurden. Die das taten, kamen nicht von einem anderen Stern. Es waren Deutsche. Und die tatenlos zusahen, waren es auch. Am siebzigsten Jahrestag der Reichspogromnacht gedachte die jüdische Gemeinde der Stadt Brandenburg an der Havel gemeinsam mit der Stadt, ihrer Kirchen und Vertretern des öffentlichen Lebens der gequälten und entrechteten, der beraubten und vertriebenen und letztendlich der ermordeten Juden.

Ein Gottesdienst im Dom gab den Auftakt: Dass ein Jude, der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Feliks Byelyenkow, an der Seite eines evangelischen Pfarrers dem Gottesdienst im Brandenburger Dom beiwohnen und vor den Christen aus dem Psalter lesen konnte, ist ein ebenso ungewöhnliches wie großartiges Zeichen. Es zeigt auch, dass bei den Christen unter der Last der eigenen Verantwortung ein radikales Umdenken stattfand. So bekannten sich denn auch die christlichen Geistlichen schonungslos zum Verrat der Kirche an ihren eigenen Glaubensgrundsätzen während der NS-Diktatur, zum Verrat an ihren jüdischen Brüdern und Schwestern, was gleichbedeutend ist mit einem Verrat an Jesus Christus, der ja auch ein Jude war. Es war damals, als hätte die christliche Kirche ihren Jesus wiederum seinen Peinigern ausgeliefert, denn, mit den Worten „was ihr dem Geringsten unter euch getan habt, das habt ihr mir getan...“ wurde Jesus zitiert. Der einzige Unterschied zwischen Juden und Christen sei, hieß es weiter, dass die einen an Jesus glauben und die anderen eben wie er.

Das am Nachmittag stattfindende Gedenken auf dem jüdischen Friedhof mit dem anschließenden Schweigemarsch zum Gemeindehaus in der Neustadt war im Gegensatz zu den Vorjahren außerordentlich stark frequentiert. Beinahe die gesamte Stadtregierung zeigte über alle Partei- und Fraktionsgrenzen hinweg Präsenz und bekannte sich eindrucksvoll zu Brandenburgs neuer jüdischer Gemeinde. Der Marsch aber erinnerte an einen anderen, einst in umgekehrte Richtung führenden traurigen Zug: Am 13.4.1942 wurden die letzten Brandenburger Juden wie Schwerverbrecher vom Nikolaiplatz durch die Bauhofstraße und die Große Gartenstraße zum Hauptbahnhof getrieben, höhnisch fotografiert von Brandenburgs übelstem Schergen Polizei-Hauptwachtmeister Walter Kriesche. Dass das Feuer, das die Nazis in jener Novembernacht an jüdische Gotteshäuser legten,



ein paar Jahr später durch die alliierten Bomberverbände in viele deutsche Städte getragen wurde, haben sie nicht mehr miterlebt. Ihre Namen stehen nun auf den Gedenktafeln des jüdischen Friedhofes verzeichnet. Dass nun aber von einem Epitaph dieses Friedhofes noch immer deutlich die von barbarischen Hohlköpfen aufgespritzten SS-Runen herüberdrohen, trägt den wohl mahndendsten Symbolcharakter dieses Tages: Es ist an uns, die Wiederholung der Fehler der Vergangenheit zu verhindern – denn die brüllende, gewalttätige Dummheit ist keineswegs mit dem braunen Imperium des Schreckens untergegangen. Den jüdischen Nachbarn aber sei zugerufen: Bleibt gesint, Brieder, bleibt gesint!

## Tapfere Taliban greifen übermächtige kleine Mädchen mit Säure an

### ein neues Heldenepos aus den Bergen des Grauens

Don M. Barbagrighia

Afghanische Banditen griffen in der letzten Woche einige Mädchen mit Säure an. Die Kinder sollten am Schulbesuch gehindert werden. Präsident Hamid Karzai rief dazu auf, die Verbrecher hinzurichten. Nun hängen die Nürnberger bekanntlich niemanden, sie hätten ihn denn. In Afghanistan jedoch wird das neolithische Taliban-Gesindel für den feigen Anschlag verantwortlich gemacht, das sich, Allah sei's geklagt, wieder wie Ungeziefer im Schatten des Khyber Passes vermehrt. Die zu stellen fehlen Karzai die Möglichkeiten. Die Papiertiger der Bundeswehr und der anderen Alliierten, die am Hindukusch die Steuermillionen ihrer Völker verbrennen, welche über diese Möglichkeiten verfügen, üben dort aber keine andere Funktion aus, als sich für die radikalen Fanatiker als lebendige Zielscheiben darzubieten. Karzai selbst ist hilflos.

Die hochgerüsteten Bettvorleger in Uniform sind es nicht minder, denn sie kommen ja schließlich aus dem Kuschelwesten und da diskutiert man alles bis zum Erbrechen. Von Handeln keine Spur. Und so werden die Gauner immer frecher und unverschämter. Trauen sich gar, am hellerlichten Tage, kleinen Mädchen Säure ins Gesicht zu schütten. Warum? Weil sie die feigsten, schwanzlosesten Bubis sind, die man sich denken kann. Weil sie sich vor gebildeten Frauen in ihre schmierigen Kittel scheißen. Weil sie wissen, dass sie völlig abgemeldet sind, wenn sich diese Frauen mit ihrer Bildung relevante Posten in Wirtschaft und Verwaltung erobern. Eine Frau, die liest und schreibt, was diese Strolche oft selbst nicht auch nur ansatzweise können – das treibt ihnen die Schweißstropfen auf die Stirn. Davor haben sie mehr Angst als vor Allah und dem Sheitan zusammen. In der Konfrontation mit einer solchen Frau zeigt sich nämlich, dass diese armen Würstchen nichts mehr zu melden haben, dass sie der letzte Auswurf eines dreckigen, speckigen Steinzeitkriegertums sind.

Welche Konsequenzen sollen nun aber die Mädchen und Frauen Afghanistans ziehen? Sie sollen in ihren Familien anfangen, die archaischen Strukturen zu ändern, indem sie sukzessiven Einfluß auf ihre Töchter und Söhne nehmen. Das wird ein langer, harter und steiniger Weg – keine Frage. Aber wer hätte mehr Einfluß auf die innerfamiliäre Politik als starke Frauen, die ihren Devotismus abstreifen. Die Patriarchen müssen gekippt werden. Und die westlichen Militärs? Sie sollen entweder anfangen mit harter Hand durchzugreifen, alles westliche Knowhow und alle verfügbare Technik einsetzen, die Assassinen dingfest zu machen und sie Karzai ausliefern, damit dieser sie öffentlich steinigend lässt, oder sie sollen sich

packen und verschwinden. Mit zahnlosen Kaspern sin los gojones sind die afghanischen Frauen und Mädchen schon genugsam gestraft. Problematisch aber ist die Realität, die leider besagt, dass es gerade auch die Frauen in muselmanischen Ländern sind, welche die unseligen Auffassungen tradieren, unter denen sie doch selbst am Meisten litten. Es ist nicht anders als wie einst bei denen Soldaten der NVA: Waren sie selbst noch „Glatte“ des ersten Diensthalbjahres, so schworen sie Blut und Bein, dass sie als „EKs“ (Entlassungskandidaten des dritten Diensthalbjahres) nie so werden würden wie die gegenwärtigen Vertreter dieses inoffiziellen Herrenmenschentums. Schon die etwas privilegiertere Stellung im Zweiten Diensthalbjahr ließ bei vielen jedoch bereits deutlich erkennen, dass die hehren Vorsätze ausgelöscht und vergessen waren.

Nun waren die anderen die „Spruuzer“ und die sollten erleben, was die jetzigen „Zwischenhunde“ einst durchzustehen hatten. Das war nur gerecht. So hielt die Mikrobe der menschlichen Dummheit den unseligen Kreislauf am Laufen – und weil diese Mikrobe ein international agierendes Bazillus ist, so begegnen wir derselben Idiotie in den Kasernen der NVA wie in den Hütten der Steinzeitmuselmanen. Nein, nicht nur dort: Selbst unter modernsten Verhältnissen lebende Bevölkerungsgruppen, wie beispielsweise einige deutsche Türken agieren noch immer nach diesen Mustern. Und wenn sie könnten, dann würden auch ihre Töchter nie eine Schule von innen sehen. Geht nicht. Ach wie schade! Aber Zwangsverheiratung geht immer noch. Da muss sich so ein Muselmännchen nicht mehr den knallharten Auslesekriterien einer souveränen Frau stellen. Da wird ihm eine ins Bett gelegt, die er vergewaltigen und schlagen kann wie es ihm beliebt. Je mehr er mit seinem Versagerleben draußen nicht klar kommt, desto intensiver darf er sie verdreschen. Und nicht nur die Schwiegermutter, nein auch die leibliche Mutter sprechen dazu: „Das mussten wir auch mitmachen. Die Liebe kommt mit der Zeit. Und wehe Dir, Du bekommst keine Söhne!“

Wir behaupten, dass mindestens 90% des Anteils an der Struktur dieser archaisch-patriarchalischen Gesellschaften in dieser unseligen Dynamik zu suchen sind. Es ist diese ewige Metamorphose von Opfern zu Tätern, die entscheidend zu diesem feigen Säureanschlag beitrug.

Wenn es also Präsident Karzai gelingen sollte, die feigen Lumpen an den lichten Galgen zu hängen, dann sollen deren Mütter zugegen sein und sich genau anschauen, wie die Krähen sich der erloschenen Augen ihrer missratenen Brut bemächtigen. Nur dann lässt sich auf Dauer wirklich etwas ändern.

## Verkäuferin gesucht – auch ungelern

Don M. Barbagrighia

„Verkäuferin gesucht – auch ungelern“. Dieses Schild prangt Ende März an einer der beiden verbliebenen B.er PLUS-Marktfilialen.

„...auch ungelern.“ Da meint es aber einer wirklich gut mit den arbeitslosen Frauen. Wer ist dieser jemand? PLUS etwa, an dessen Scheibe die Einstellungs-offerte klebt? In B. sind aktuell bis auf zwei Märkte alle Plus-Kaufhallen in NETTO-Läden umgewandelt worden. Das Sortiment hat gewechselt – das Personal offensichtlich auch. Dem langjährigen PLUS-Kunden ist bei beidem nicht recht wohl. Nun war schon PLUS selbst kein philanthropischer Verein. Wie die mit ihrem Personal umsprangen, das war schon teilweise nicht mehr feierlich. Aber nun gut. Netto scheint noch eins draufzugeben. Zum ersten fällt die hohe Fluktuation der ehemaligen PLUS-

Mitarbeiterinnen im Ladengeschäft auf. Den Landboten sind einige Damen bekannt, die postwendend krank wurden oder sogar von sich aus kündigten, obgleich sie noch keine alternative Arbeitsstelle gefunden hatten. Und wir erfahren, warum NETTO „...auch ungelernete“ Arbeitskräfte sucht. Vielleicht nicht „auch“, sondern „gerade“? Altgediente PLUS-Verkäuferinnen aus B. werden für vier Stunden Arbeit (4!!!) ins 150 km entfernte H. geschickt!

Wie die Frauen dorthin kommen sollen, da sie teilweise weder ein Auto noch eine Fahrerlaubnis haben, ist den Bossen scheißegal. Wenn den Frauen das nicht passt, können sie doch kündigen, nicht wahr. Behandelt man so Mitarbeiter, an deren weiterer Mitarbeit Interesse besteht? Aber warum ist der Firmenleitung offensichtlich an einem Fortbestand der Arbeitsrechtsverhältnisse nicht gelegen?

Ein Motiv könnte sein, dass die langjährigen Mitarbeiter natürlich auch die teuersten sind. Da sind die alten Löhne von gelernten Fachverkäuferinnen, ihre Tarife, ihre ... Abfindungsansprüche? Setzt man sie deswegen nicht so ohne weiteres vor die Türe, sondern erhöht den Druck auf sie auf sublimen Weise?

Macht man ihnen deshalb das Leben unsinnig schwer? Wer von selbst geht, hat keinen Anspruch mehr auf Abfindungen. Die neuen NETTO-Bestimmungen sagen: Wer an der Kasse sitzt, sitzt an der Kasse und hat nicht auszupacken oder sonst irgendwo im Laden umher zu wuseln. Es steht zwar gerade keiner an der Kasse an, die Arbeit ruft an den Regalen – aber, die Verkäuferin kann nichts tun. Die Weisung bindet sie an der Kasse.

Dafür darf sie früher kommen und später gehen, ohne dass diese Zeit ihrer Arbeitszeit zugerechnet wird. Ihre Schicht endet um 14:00 Uhr? Die Ablösung kommt erst um 16:00 Uhr? Wen stört's? Ihre Vorgesetzten kaum. Muss sie halt bis 16:00 Uhr dableiben. Ist eben so. Das sind Arbeitsstunden? I wo! Freiwillige Aufbauarbeit. Permanenter Subotnik. Oder ein Fall ungesetzlicher Ausbeutung?

Aber warum das alles? Wie alle Billigketten, so tutet natürlich auch NETTO in das Horn, das ginge alles gar nicht anders, wenn man die traumhaft billigen Preise halten wolle. Der Kunde verlange nach eben diesen Tiefpreisen. Tut er das? Oder ist es nicht vielmehr so, dass die sogenannten Discounter in ihrem gnadenlosen Konkurrenzkampf die Preise längst nicht mehr über innovative Ideen immer weiter nach unten drücken, sondern über ihre Personalkosten?

Und ist es nicht so, dass weniger der Kunde diese Preise verlangt, als dass sie ihm vielmehr offeriert werden, wie man einem kleinen Kinde Schokolade anbietet? So wie jenes nicht widerstehen kann, so wenig wird auch der normale Kunde diesen Angeboten auszuweichen in der Lage sein. Der durchschnittliche Nackte Affe denkt just bis zum Horizont seines Geldbeutels und nicht an die nationalökonomischen Konsequenzen. Die Discounter wissen das nur allzu gut.

Denn sie denken weiter. Zwar auch nicht bis zu den landesweiten Konsequenzen – Gott bewahre – aber eben weiter. Sie denken an Shareholder Value. An Maximalprofit. An Kasse! Und da kommen ungelernete Arbeitskräfte gerade recht. Sie sind schön billig, sie sind meist alternativlos und daher berechenbar gefügig und hochprozentig unausgebildet sind sie oft auch noch. Selbst wenn die sich gegen die Galeerenbedingungen auflehnen wollten, die wüssten nicht mal, wie und wo anfangen. Also alles in allem ideale Arbeitnehmer. Die alten Römer lehrten die Fragestellung „Cui bono? Wem nützt es?“ Die Antwort dürfte in diesem Falle nicht schwer zu finden sein.

## Weihnachten 2008

Don M. Barbagrigia

Endlich ist es vorbei. Das ist nicht mehr das Weihnachten aus den Kindertagen. Das ist nur noch der blanke Schrecken. Mag sein, dass es für den einen oder anderen noch das Fest der Liebe darstellt; das Fest der Besinnung und der Beisinnlichkeit. Für die meisten aber ist es nur noch die lästigste Zeit des Jahres, voller Gedudel und Geplärre von entarteten Weihnachtsschnulzen, voller Besuchs- und Geschenkstress, voller Fressorgien, Rudeln von schwachsinnig wirkenden rot-weißen Stoffsetzen in allen Größen an allen Körperteilen und ähnlichem Wahnsinn.

Dass an Weihnachten die Geburt des Erlösers gefeiert wird, wer aus dem doofen Volk weiß das noch? Welchen Erlösers? Ach so, Jesus! Wer Jesus war oder ist? Achselzucken, na Jesus halt, so'n Hungerhandi eben... Sie wissen es nicht. Es interessiert sie auch einen feuchten Dreck. Was dieses Pack interessiert ist das neue Handy, oder gar das neue Auto, das sie sich auf dem Gabentische erhoffen. Dass sie dafür auch etwas schenken müssen, das hinwiderum kotzt sie an, weil es ihr Geld kostet, weil sie eh nicht wissen, was sie schenken sollen und überhaupt. Hauptsache sie bekommen etwas, wofür sie weiter nichts tun müssen. Es ist so unwahrscheinlich öde. Der arme Rabbi Joshua aus Nazareth, dem die Christen nicht einmal seinen Namen ließen und derer viele ihn über zwei Jahrtausende hinweg noch übler misshandelten als die Römer, dauert uns bis auf den Grund unserer Seelen.

Mag sein, dass seiner in so manchem guten Pfarrernshaushalt gedacht wird. Keine Silbe würde uns entgleiten über das Weihnachten eines Matthias Claudius. Menschen wie Claudius gibt es noch heute und – Gott sei Dank – nicht einmal gar so wenig.

Aber selbst unter denen theologisch studierten Gottesleuten beiderlei Geschlechtes ist leider soviel Lumpenpack unter den Tannenbäumen versammelt, dass es allemal für eine neue Sündflut reichte. Da haben diese Kirchenfunktionäre die Heilige Schrift ,rauf und runter studiert und all ihre Ausleger und Kritiker – aber die schlichte Aussage des Rebbens ist in ihren dummen Herzen nie angekommen. Bornierte und sehr von sich eingenommene Funktionärsseelen sind uns untergekommen, die dem Rabbi nicht anders begegnen, als die vernagelten Bolschewisten dem Karl Marx aus Trier. Es ist Ideologie, nicht Christentum, was aus ihren Mäulern stinkt. Sie haben nicht SEINE Herzensgüte, das Gleichnis des Barmherzigen Samariters können sie von vorn nach hinten durchinterpretieren, und haben's derhalben doch nicht. Es widert einen an. Millionen von Heiden stehen dem Rebben näher als dieses wahrhaft gottlose Gesindel.

Errichtet ist dieses ganze theologische Gebäude überhaupt auf einem Fundament von Lügen. Und von vornherein hat es sollen die Macht beherbergen – der größte Hohn auf den armen galiläischen Wanderrabbi, der zu Jerusholaym ans Kreuz genagelt wurde. Schon die ersten Evangelisten logen, was das Zeug hielt. Im Namen des Kompromisslosen, der für seine Überzeugung in den sinnlosen und grausamen Tod ging, krochen sie der damaligen Supermacht Rom in den Hintern und heiligten den verbeamteten Killer Pontius Pilatus, während sie den damals schon furchtbar leidenden Juden eine mörderische Hypothek für die nächsten zweitausend Jahre mit verlogenen Zeugnissen aufhuckten. Gottes Fluch über sie!

Untereinander hielten sie es nicht anders. Agape? Das können wie nur mit einem höhnischen Lachen quittieren: Um eines winzigen Buchstabens willen droschen sie sich den Schädel ein und tun es an den heiligsten Stätten des Christentums noch heute. Unbeteiligte Theologen apologieren dieses höllische Treiben, ohne mit der Wimper zu zucken. Der Kaiser

Julian Apostata hatte sie durchschaut – aber da war es bereits zu spät. Was also feiert man zu Weihnachten? Die Geburt eines Knaben, der mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht an diesem Tage geboren wurde? Denn man hat ja nachweislich und völlig willkürlich dieses Datum auf die heidnische Wintersonnenwende gepappt, wie man mit späteren Kirchenbauten heidnische Tempelanlagen zu überbauen pflegte. Feiert man seine Botschaft? Wer kennt sie? Wodurch kennen wir sie? Durch die Minder verlogener Evangelisten, die erst Jahrzehnte nach dem Kreuzestod des Rebben ihre im Übrigen äußerst geschickt gestrickten Propagandamärchen in die Welt setzten?

Oder etwa durch den Superdemagogen und Zeltmacher Paulus, der die Weiber in der Gemeinde schweigen hieß und das Christentum im eigentlichen Sinne begründete, weit am Rabbi vorbei? Wissen wir alles? Was ist mit den Apokryphen? Was mit den Evangelien, welche die Häresieverfolgungen zweier Jahrtausende nicht überstanden?

Wir hören doch kaum noch die reine Botschaft des Rebben, sondern den Absud, der durch ungezählte Filter von Kirchenlehrern, „Theologen“ und anderen Männern gesiebt wurde, die nur eines im Sinn hatten: Mit Feuer und Schwert die Leute das glauben zu machen, was sie, SIE und nicht der Rebbe wollten. Dabei behaupten wir nicht, dass es besser gelaufen wäre, wenn die Katharer oder die Albingenser gesiegt hätten, die Gnostiker oder die Anhänger des Origines. Auch dort wäre der Nackte Affe in all seiner korrupten Verkommenheit wieder auf den Zug der Macht aufgesprungen. Es hätten diesmal eben nur die anderen den Scheiterhaufen besteigen müssen.

Der tote Joshua diene jedem Sieger nur noch als Legitimation. Tot war und ist er ihnen unendlich viel mehr wert als lebendig und niemand von diesen Strolchen zögerte auch nur eine Sekunde, ihn sofort wieder zu erwürgen, zu verbrennen oder ans Kreuz zu nageln, wenn er es wagen sollte sich erneut zu zeigen. Wir sind Pfarrern und Pfarrerinnen begegnet, die würden dem armen Gekreuzigten Maß nehmen, wenn er die Frechheit besäße unter sie zu treten und auch nur mit einem Worte ihrer beschränkten, naiven, dümmlichen, sich doch aber selbst so sicher gebenden Weltsicht zu widersprechen.

Sie würden ihn ausspucken, wenn er sie aufforderte: Seht mich an, ich bin der ich bin – und so bin ich wirklich! Das würde ihm wahrlich übel bekommen. Exkommunizieren würden sie ihn, tot schwiegen und in ein Irrenhaus einliefern. Hauptsache er stört ihre Kreise nicht, nicht ihr Gesänge und nicht ihr Geplapper. Stefan Heym hat diesen Typen brillant beschrieben, in seinem genialen „Ahasver“: Da steht er für sie alle, der Prototyp des rechthaberischen Muckers in Christo, der Superintendent von Schleswig, der von Gott ausgespuckte Paulus von Eitzen.

Und die Laien? Die Nicht-Christen? Viele deutsche Familien werden sich auch dieses Jahr wieder bar jeden Sinnes für die Seele des Weihnachtsfestes zwangsweise zusammengerottet haben. Und für viele werden die drei grausamen Tage wieder in einem großen Knall explodiert sein. Alte Ressentiments brachen auf, übers Jahr schwelende Konflikte... und alles endete in Neid, Hass und Missgunst. Hoch lebe Weihnachten! Welche Rolle der Rabbi bei diesem Irrsinn spielte? Gar keine. Nicht einmal bei dem Weihnachtsgottesdienst, den diese verfluchten Heuchler besuchen um der eigenen Wohlgefälligkeit zu fröhnen. Weil es doch dazu gehört, weil es so schön romantisch ist. Der Rabbi aber wird zur Rechten des Vaters sitzen, dem sein Werk seit Anbeginn der Zeiten scheißegal ist – und wenn überhaupt, dann wird er bitterlich weinen. Wein-Nachten eben. Wir aber wollen es mit der russischen Orthodoxie halten und am 7. Januar mit den

Mütterchen in den zwiebeltürmigen Kathedralen vor dem Ikonostas stehen und mit tiefem Bass von dem Wunder der Geburt eines armen Rebben mit einer großen Idee singen. Denn er war ein Sohn Gottes. Und er war und ist es wert, sich seiner zu erinnern. ER hat die Menschen geliebt. Warum, das weiß nur er. Seiner Liebe wert waren es seither die wenigsten.

## Weihnachtsfest für arme Kinder

B. St. Fjollfross

Hohenstücken ist gewiss nicht die Heimat der Millionäre. Sollten darum die Kinder und Jugendlichen dieses Stadtbezirktes nun weniger vom Weihnachtsfest haben als ihre begüterteren Altersgenossen? Dass das nicht sein darf, haben sich Streetworker wie Norbert Witte und Christiane Schmidt auf die Fahnen geschrieben. Seit zehn Jahren organisieren sie für die Kinder der ökonomisch und sozial schwachen Familien Kinderweihnachten. Witte vom Fachbereich der Beigeordneten Birgit Hübner und Schmidt als Angestellte des Humanistischen Regionalverbandes Brandenburg-Belzig e. V. sind dabei nicht alleine.

Und so wurden auch diejenigen zur Feier geladen, welche die Streetworker übers Jahr hinweg jederzeit unterstützen. Die Brandenburger Gastronomenfamilie Oriwol beispielsweise richtete nunmehr im sechsten Jahr das Catering für die Weihnachtsfeier im Wert von etwa 500 Euro aus. Jährlich fließen den Projekten der Streetworker Sachspenden aus dem Hause Oriwol von etwa 2.500 Euro zu. Warum Sachspenden?

„Weil so viele Geldspenden auf so vielen Büroschreibtischen versickern“, sagt Thorsten Oriwol. „Hier sieht man, wo’s bleibt. Es kommt bei denen an, für die es gedacht ist und zwar in vollem Umfang. Und außerdem sieht man die dankbaren Gesichter!“ Jessy Stöwe und Rene Kolldehoff von der Theaterklausur sind heuer das erste Mal dabei. Sie stellen die Getränke für die Feier. Zu einer solch fürstlich gedeckten Tafel, die allen Kindern des Stadtteils offen stand, kam auch der Weihnachtsmann mit Freuden.

Die Kinder selbst revanchierten sich mit einem selbst einstudierten Programm, bestehend aus Gedichten, Keyboard-Stücken und Tanzeinlagen. Angelockt vom Rufen der Kinder, aber auch durch ihren Gesang von Weihnachtsliedern stapfte er in durch den langen Flur der Jugendeinrichtung Kiju in der Willibald-Alexis-Straße. Die Gitarre des langjährigen Brandenburger Jugendschützers Joachim Stricker war noch nicht ganz verklungen, als der bärtige Mann mit dem roten Mantel seinen



Weihnachtsfeier in der Jugendeinrichtung Kiju

Geschenkesack öffnete. Auch wenn es für diese Kinder sicher keine „Playsi“ oder gar ein neues „Handy“ gab – der Wert dieses wunderschönen und beseelten Abends, der ihnen von hoch engagierten Mitbürgern bereitet wurde, dürfte jeden luxuriösen Tinnelocker in den Schatten stellen.

## Weltmacht Rom in Schenkenberg

### „Männerabend“ organisiert Martinsumzug

Michael L. Hübner

Archäologen und Historiker, aufgepasst! Die bislang strittige Behauptung, die Weltmacht Rom wäre in den Gebieten östlich der Elbe präsent gewesen, ist seit Freitagabend bewiesen: Zumindest ein Offizier der kaiserlichen Garde Konstantins II. war hoch zu Ross in dem Dorfe Schenkenberg bei Brandenburg zu Gast. Dieser Offizier der Einheit „Scholares Alae“, Martin mit Namen, nachmaliger dritter Bischof von Tours und dritter Heiliger der römisch-katholischen Kirche, der nicht den Märtyrertod starb, führte einen nach ihm benannten Zug durch das Dorf an.

Das ist umso bemerkenswerter, als die vier in einem Pfarrsprengel vereinten Gemeinden von Schenkenberg, Trechwitz, Deetz und Jeserig fest in protestantischer Hand sind. Dennoch – Sinn und Zweck dieses Ereignisses entspricht absolut den christlichen Werten und dem, wofür Martin steht: das Abgeben vom eigenen Überfluss an diejenigen, die gar nichts haben. Denn der Offizier Martin teilte im Jahre 334 n. Chr. seinen Militärmantel mit einem Schwerthieb und gab eine Hälfte einem frierenden Bettler. Die Festlichkeiten rund um den Martinstag am 11. November sollen den Geist dieser Haltung forttragen.

In diesem Jahr wird mit den Einnahmen aus dem Martinsumzug eine Berufsschule im zentralafrikanischen Uganda unterstützt. Etwa 600 Euro bedeuten für einen Lehrer dieser Schule ein Jahresgehalt. Der Schule eine solche Lehrerstelle zu finanzieren ist das Ziel, dass sich die 12 Herren des „Männerabends“ setzten, als sie den 9. Martinsumzug organisierten. Begonnen wurde der Abend mit einer Theateraufführung in Schenkenbergs neuer Kirche. Das Gotteshaus war mit 200 Gästen, großen und kleinen, bis auf den letzten Stehplatz besetzt. Das kurze Schaustück, das aus der Feder von Carsten Schulz stammt und von Gemeindemitgliedern aufgeführt wurde, erzählt vom Teilen eines Pausenbrottes auf dem Schulhof. Es verfolgt den Weg einer Banane von einem deutschen Supermarkt zurück über den Grossisten, den Seeweg, bis hin zu den Plantagen Afrikas, deren Pflücker mit ihrer harten Arbeit kaum das Überleben ihrer Familien sicherstellen, geschweige denn die Schulausbildung für ihre Kinder bezahlen können.

Das alles, damit die Preise für deutsche Konsumenten moderat bleiben. Die Geschichte legt den Finger auf den wunden Punkt: Für unseren Luxus müssen Millionen andere Menschen auf der Welt hungern und im Elend leben. Die Botschaft kam selbst bei den Kleinsten an, die noch während der Aufführung ihre Erkenntnisse lebhaft diskutierten. Harmonischere Töne kamen von einem anderen hohen Besuch, den Schenkenberg an diesem Abend neben dem römischen Militär begrüßen durfte: Der Brandenburger Bläserchor unter Leitung von Kirchenmusikdirektor Matthias Passauer gab sich die Ehre und den Anwesenden einen musikalischen Genuss der Extraklasse. Die Jüngsten jedoch wird der anschließende Lampionumzug unter Leitung des berittenen Offiziers Martin fasziniert haben. Das hat man schließlich nicht alle Tage. Genauso denkwürdig ist das freiwillige und selbstlose Engagement der Kirchengemeinden und auch die großzügigen Spenden der

Firma Brandenburger Industrieelektronik GmbH, die sich für Menschen ins Zeug legen, denen die Privilegien einer Wohlstandsgesellschaft versagt blieben. Einer von ihnen, Silvio Elmüller, war übrigens für einen Abend ein römischer Offizier namens Martin. Entwarnung für die Archäologen und Historiker. Woher wir das wissen? Nun, der echte Martin trug als Offizier der kaiserlichen Garde einen weißen, keinen roten Mantel...



## Willst du eine Hesse necke...

### Zur Demontage der Ministerpräsidentin-Kandidatin Andrea Ypsilanti

Don M. Barbagrìgia

Nu isse wech! Die Rede ist von Frau Ypsilanti, geborene Dill. Und Hessen ist sie los. Jedenfalls als potentielle Ministerpräsidentin. Nun lobet alle Gott in der Höhe! Denn diese Frau war unsäglich. Das ist keine Sozialdemokratin – das ist eine Feudalherrin, die sich ein sozialdemokratisches Wams überhalf. Ist ihr über den Weg zu trauen? Wir sagen: Nein! Es ist mehr als suspekt, dass sich die ehemalige Stewardess in eine der ersten Familien Griechenlands einheiratet, sich gleichsam einen europäischen Namen zulegt, sich dann zwar scheiden lässt, den großen Namen aber tunlichst beibehält, obwohl sie seit langem einen neuen Lebenspartner an ihrer Seite hat. Warum klammert sie sich an den Namen eines griechischen Nationalhelden? Will sie wohl suggerieren, sie selbst sei eine Tochter des „großen“ Hauses? Es fließe womöglich blaueres Blut durch ihre Adern als bei den normalen Müllers, Lehmanns und Dills? Das ist so die unangenehme Art mancher Sozialdemokraten. Wir kennen solche Beispiele aus dem Hause Ebert. Die Neu-Feudalen aus den Reihen der ehemals Unterdrückten. Widerlich. Als ihr vier ihrer Abgeordneten gemäß herrschendem Recht die Gefolgschaft verweigerten, da führte sie sich auf wie die Königin der Nacht, nach außen nur mühsam die Fassung bewahrend. Nein, weg damit! Mag sein, die anderen sind auch nicht viel besser. Die plakieren ihre schlechten Charakterzüge nicht so aufdringlich. Was die vier Renegaten betrifft – na ja. Honi soit.... Ob sie auf der Gehaltsliste einer politisch fremden Macht standen? Hm, weiß man nicht. Ihre politische Zukunft scheint jedenfalls gründlich ruiniert. Und die vier müssen sich nicht einbilden, sie könnten in anderen Parteien den zerschnittenen Faden ihrer Karrieren wieder zusammenknüpfen und aufnehmen. Man liebt den Verrat, nicht den Verräter. Für die deutsche Rechte waren sie die Helden des Tages. Aber eben des Tages. Irgendjemand sagte jüngst: Nichts ist in Deutschland folgenloser als der Erfolg. Schon heute sind die vier vergessen, historische Fußnoten, mehr nicht. Ob es lohnte? Für uns, die vor einem Machtwechsel zugunsten Frau Ypsilantis zitterten – auf jeden Fall. Häme? Pfui Teufel! Aber so ein bisschen...

## Wir sind Papst, um Gottes Willen!

B. St. Fjollfross

„Wir sind Papst“, tönte vor kurzer Zeit noch die gesamte deutsche Nation Freude trinken. Fußballweltmeister, Exportweltmeister... und dann auch noch nach Jahrhunderten zum ersten mal wieder ein Deutscher, wenn auch ein Bayer, auf dem apostolischen Stuhl. Das war Balsam auf die Seele für eine seit dem Zweiten Weltkriege und der Schoa aussätzliche Nation in der Mitte Europas.

Doch der Heilige Vater bekommt gerade einen Rappel von geopolitischem Ausmaße. Und jetzt wird es peinlich. Dass gerade ein Deutscher jetzt die Schurken hofiert, die den Juden die Pest an den Hals wünschen, im selben Atemzuge jedoch verneinen, dass denen armen Jüdlein auch je nur ein Haar gekrümmt wurde, von Auschwitz und Massenerschießungen ganz zu schweigen, dass also ausgerechnet dieser Papst nun ein Deutscher ist, darüber ist kaum ein Germane in den transalpinen Gauen momentan sonderlich glücklich, vorausgesetzt, er hat noch für einen Sechser Verstand. Selbst Günter Grass wird sich wohl nunmehr wünschen, er hätte beim Häuten seiner Zwiebel nicht so maßlos mit seiner Bekanntschaft Ratzingers im Kriegsgefangenenlager geprahlt.

Was der Vatikan mit seinem „zurück-ins-Mittelalter-“ Gestolper beabsichtigt, dürfte sogar dessen Ewigem Vater im Himmel momentan ein Rätsel sein. Uns erscheint es schon tragikomisch, dass die Katholische Kirche so vehement gegen den Selbstmord wettet, im gleichen Atemzuge aber solchen vor

den Augen der entsetzten Welt begeht. Denn wer ohne Fallschirm über den Wolken abspringt, der sollte sich nicht mit Naivität oder schlechter Beratung herausreden, zumal, wenn durchaus bekannt ist, dass sich dieser Jemand in den letzten zwei Jahrtausenden auch mit den Mitteln eines enormen Informationsvorsprunges über alle seine Gegner hinweggesetzt hat. So verquast das theologische Ideengebäude der katholischen Kirche ist, was die ewigen Gefilde anlangt, so realitätsbezogen hat sie sich seit dem ersten Tage in dieser irdischen Welt zu bewegen gewusst. Niemand sollte – auch wenn sich der Verdacht im Augenblick penetrant aufdrängt – die Robenträger im Vatikan für weltfremde Idioten halten, die nicht ganz genau wüssten, welchen Effekt jede Handbewegung noch im letzten Teile dieser Welt macht.

Vielleicht aber, und an diese Hoffnung wollen wir uns klammern, wird der Heilige Vater weltweit unterschätzt. Vielleicht ist seine Tat, zu der er sich so eisern ausschweigt, ein wahres christliches Opfer von höchster Güte. Und vielleicht wird die ganze Welt dem Papst Benedikt Abbitte tun und die Märtyrerkrone über die Tiara stülpen müssen: Denn es kann doch immerhin sein, dass Seine Heiligkeit als erste begriffen haben, dass der Kahn am Absaufen ist. Und bevor die Wellen über der sich als wenig reformfähigen katholischen Kirche zusammenschlagen, nimmt er schnell noch das übelste Gezucht mit an Bord um sie mit in die Tiefe zu reißen und die Welt von ihren Visagen zu befreien. Wir geben zu, diese Option ist etwas unwahrscheinlich – aber vor GOTT und seinem Stellvertreter auf Erden ist doch immerhin alles möglich, oder?

## Inhalt

15 Jahre für Brandenburg an der Havel.....	3	Klar geht - geht klar!.....	14
Arbeitsstunden statt Haftstrafe.....	3	Komasaufen in Kleinasien.....	15
Barrierefreies Brandenburg.....	3	Landbote in Lodz.....	15
Bomben auf Gaza.....	4	Lann unner för Plattdüütsch.....	21
Botschafterin der Musik.....	5	Neujahr 2009.....	21
Chorleiter und Stadthistoriker.....	5	Nikolaus in Hohenstücken.....	22
Crash auf der Piste.....	6	Philosoph am Dirigentenpult.....	22
Das Heilige Grab.....	7	Speaker's Corner auf dem Neustadt Markt.....	23
Die Republik muss auf die Couch.....	7	S'brennt, Brieder, s'brennt.....	24
Durch Brandenburgs Hain und Flur.....	8	Tapfere Taliban greifen übermächtige kleine Mädchen mit Säure an.....	25
Een trüriger Spalk up Platt.....	9	Verkäuferin gesucht – auch ungelernt.....	25
Flugplatz oder E-Kraftwerk.....	10	Weihnachten 2008.....	26
Froschfamilie und ein Igel verzaubern Kinderherzen.....	11	Weihnachtsfest für arme Kinder.....	27
Gipfelstürmer im Gebirge und in der Politik.....	11	Weltmacht Rom in Schenkenberg.....	28
Helfen ist Ehrensache.....	13	Willst du eine Hesse necke.....	28
Hoher Besuch beim Bundeswehrverband.....	13	Wir sind Papst, um Gottes Willen!.....	29
Ich war kein Widerstandskämpfer.....	14		